Erinnerungen an gelehrte und künstler der badischen heimat

Adolf Hausrath

Alte Bekannte.

Gedächtnisblätter

von

Adolf Hausrath.

III.

Erinnerungen an Gelehrte und Künstler der badischen Heimat.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1902.

Erinnerungen

an

Gelehrte und Künstler

der badischen Heimat

von

Adolf Hausrath.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1902.

Inhaltsverzeichnis.

Gelehrte und Künstler
der badischen Heimat.

I.

Heidelberger Theologen im neunzehnten Jahrhundert.

Rektoratsrede.

Indem wir zum erstenmal im zwanzigsten Jahrhundert das Geburtsfest des erlauchten Erneuerers unserer Universität begehen, liegt es nahe, auf die Jahrhunderte zurückzuschauen, die an dieser Hochschule vorübergerauscht sind. Ist doch die Heidelberger Universität das älteste Kollegium dieses Landes. Verglichen mit ihr sind alle anderen Korporationen von gestern her. Ihre Fundamente reichen zurück bis in die deutsche Kaiserzeit; sie stand in Blüte, als der Stil des Ottheinrichbaus und Friedrichsbaus noch ein Zukunftstraum war; sie hat das Papsttum von Avignon gesehen und mußte zu den Streitfragen von Pisa, Konstanz und Basel Stellung nehmen. Vertreter der mittelalterlichen Scholastik und Mystik haben ihren Talar getragen und die ersten Begründer des deutschen Humanismus haben an ihr gelehrt. Sie hat zuerst dem Calvinismus ihre Lehrstühle geöffnet und sie hat nachmals ein Jahrhundert lang unter der Vormundschaft der Gesellschaft Jesu gestanden. Sie hat Rektoren gesehen in Mönchskutte und Hermelin, im Doktor-

hut und Barett, in Allongeperücke und geflochtenem Zopf, aber sie hat in allem Wandel der Zeiten stets nur ein Ziel verfolgt — die Wissenschaft. Was sie auf diesem Gebiete geleistet hat, wer wollte das in den engen Raum einer Stunde zusammenfassen? Aber auf den kürzeren Zeitraum, seit der weise Fürst sie erneuerte, dessen Geburtsfest wir heute begehen, möge bei dem ersten Jahresfeste des Jahrhunderts ein Rückblick gestattet sein, wenigstens für die Fakultät, der in diesem Jahre der Wille der Korporation das Wort erteilt hat. Für die Geschichte der theologischen Fakultät zu Heidelberg im neunzehnten Jahrhundert erbitte ich Ihr Gehör.

Als infolge des Friedens von Luneville und des Reichsdeputationshauptschlusses vom 27. April 1803 der größere Teil der rechtsrheinischen Pfalz an Baden fiel, beschloß der neue Landesherr Karl Friedrich sofort, die älteste Universität des Reichs zu ihrem früheren Glanze wiederherzustellen. Das dreizehnte Organisationsedikt vom 9. Mai 1805 ordnete das gesamte Schulwesen des Kurfürstentums und stellte an die Spitze desselben die Landesuniversität Heidelberg.[1]) So erlebte nach so vielen Schicksalen die Fakultät eines Olevianus und Ursinus, eines Pareus und Heddäus nochmals eine völlige Umwandlung.

---

1) Über die erste Organisation der kurfürstlich badischen Universität vergl. Dittenberger, die Universität Heidelberg, bei J. C. C. Mohr, 1844.

Unter den Bildern der vier Fakultäten, die auf der alten Brücke Minervas Hofstaat bilden, ist die theologische Fakultät nicht die erfreulichste Gestalt. Ob zum Schluß der Karl Theodor-Zeit dieses Bildnis ähnlich war, lassen wir dahingestellt, in seinem Gedichte auf die Genesung Karl Friedrichs im Jahre 1806 versichert aber Clemens Brentano:

> Auch durch der Theologia Schleier
> Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer.

Die Theologie schlug ihren Schleier zurück und suchte ihren Vorzug nicht mehr im blinden Glauben.

Der Reorganisation Karl Friedrichs bot die Fakultät insofern besondere Schwierigkeiten, als sie drei verschiedenen Konfessionen dienen sollte. Die Fakultät bestand aus vier katholischen und zwei reformierten Ordinarien, zu denen nun noch zwei lutherische hinzutraten. Zunächst also war sie eine Simultanschule, bis nach Anfall des Breisgaus die katholische Sektion im Jahre 1806 nach Freiburg auswanderte.

So wunderlich uns heute eine aus Katholiken und Protestanten gemischte theologische Fakultät erscheinen würde, so selbstverständlich war diese Einrichtung für die Generation der Aufklärung, für die es nur e i n e religiöse Wahrheit gab. Auch die Toleranz war diesen Männern eine so selbstverständliche Sache, daß der Friede in der Fakultät nie größer war, als in jenen Jahren.

Die katholischen Mitglieder waren der Karmelitermönch Schnappinger,[1]) meist Bruder Bonifacius genannt, und der Karmeliter Dereser,[2]) ferner ein friedlicher alter Josephiner Saar und der ehemalige Jesuit Kübel. Kübel[3]) war als Lehrer des Kirchenrechts so geschätzt, daß er bei der Verlegung der katholischen Sektion nach Freiburg von der juristischen Fakultät übernommen wurde, und der Abgang des feingebildeten und stattlichen Karmeliters Dereser, des Verfassers des Frauenbreviers, wurde an der Universität, wie in der Gemeinde und Gesellschaft als ein empfindlicher Verlust betrachtet.

Die aus der alten Zeit übernommenen reformierten Theologen waren der Pfälzer Daniel Ludwig Wundt[4]) und der Hesse Karl Daub.[5]) Wundt ist noch heute ein unentbehrlicher Führer durch die Wirren

---

1) Bruder Bonifacius (der Karmelitermönch Schnappinger) bekleidete das Prorektorat vom Dezember 1803 bis Dezember 1804. Ordentlicher Professor der Theologie war er 1792—1806.

2) Thaddäus Anton Dereser, Karmeliter, geistlicher Rat, war Ordinarius in der theologischen Fakultät von 1796—1806.

3) Matthäus Kübel, societatis Jesu, geistlicher Rat, war Ordinarius der theologischen Fakultät 1783—1806 und Ordinarius der juristischen Fakultät 1806—1809, Prorektor 1792—93.

4) Daniel Ludwig Wundt war Ordinarius der theologischen Fakultät 1786—1805, Prorektor Dezember 1799 bis Dezember 1800.

5) Karl Daub, Geheimer Kirchenrat, war Ordinarius der theologischen Fakultät 1796—1836. Prorektor war er zweimal, 1816 und 1824. Er war einunddreißig Jahre alt, als er die Stelle in Heidelberg antrat, die er vierzig Jahre bekleidete.

der Pfälzer Kirchengeschichte; sein seit 1793 erscheinendes Magazin für pfälzische Kirchen- und Gelehrtengeschichte enthält eine Fülle lehrreichen Materials. Dabei war er ein gewandter Weltmann, der die Interessen seiner reformierten Kirche in der schwierigen Karl Theodor-Zeit vielfach mit Geschick und Festigkeit vertreten hatte. Neben ihm stand Karl Daub, der tiefer als sein älterer Kollege in den Geist der neuen spekulativen Epoche eingetaucht war.

Die nunmehr erneuerte evangelische Fakultät trug zunächst den liberalen Charakter der Regierung Karl Friedrichs und seines Geheimen Rates von Reizenstein, der seit 1809 in Heidelberg selbst seinen Wohnsitz genommen hatte. Reizenstein sah freilich seine ersten Bemühungen, eine glänzende theologische Schule zusammenzubringen, gekreuzt, als die neu errichtete Universität Berlin auf seine besten Kräfte die Hand legte, ein Vorgang, der sich bekanntlich in den siebziger Jahren unter ganz ähnlichen Verhältnissen wiederholte. An Berlin verlor Heidelberg 1810 de Wette[1]) und Marheineke,[2]) 1812 Neander,[3]) denen 1818 Hegel nachfolgte. De Wette, der zu Berlin an

1) Wilhelm Martin Lebrecht de Wette war 1809 außerordentlicher, 1809—1810 ordentlicher Professor in der theologischen Fakultät zu Heidelberg.

2) Marheineke, 1809 außerordentlicher, 1809—1810 ordentlicher Professor in der theologischen Fakultät.

3) Neander (Mendel), 1811 Privatdozent, 1812 Extraordinarius der theologischen Fakultät.

Savigny und Kottwitz einflußreiche geheime Gegner vorfand, wäre gern nach Heidelberg zurückgekehrt, aber jener bekannte Trostbrief an die Mutter von Karl Sand, der ihn seine Berliner Stelle kostete, machte auch seine Rückberufung nach Heidelberg unmöglich. Unter diesen Umständen lag der Schwerpunkt der theologischen Studien in Daubs Vorlesungen. Seit Daub zu Hegels Schule übergetreten war, wünschten die Berliner auch ihn zu gewinnen. Aber die systematische Professur in Berlin war durch Schleiermacher besetzt und Anschläge, diesem de Wettes Schicksal zu bereiten, scheiterten. Noch 1844 hat der Hegelianer Strauß auf Daub und seinen glücklicheren Konkurrenten den Schillerschen Vers angewendet:

Als der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil,
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu teil.[1])

Wenn wir auch heute nicht mehr der Meinung sind, daß sich Daub zu Schleiermacher verhalte wie Ajax zu Odysseus, und daß es Daub mehr als Schleiermacher gewesen, der der Griechen Schiffe rettete, so konnte doch Daub als Lehrer und nach seiner Wirkung auf die Jugend die Vergleichung mit Schleiermacher aushalten. Daubs Bedeutung beruhte auf seiner imponierenden Persönlichkeit und erschütternden

1) Strauß, Charakteristiken und Kritiken. Leipzig, Wiegand, 1844. S. 212.

Beredsamkeit. „Den donnernden Jupiter des Kathe=ders“ nennt ihn der junge Richard Rothe, der seit April 1817 durch fünf Semester seine Vorlesungen mit Eifer hörte. Daß Daubs Theosophie in stetem Flusse war und sich im Zeitalter der großen philo=sophischen Evolutionen zu immer neuen Standpunkten entwickelte, schadete ihm bei der Jugend nicht, während die Männer des Prinzips wohl von ihm sagten, er sei der Talleyrand der neueren Theologie, der von der Kantschen Revolution zu Schellings Kaisertum und von ihm zur Hegelschen Restauration übergegangen sei. Sein Lehrbuch der Katechetik vom Jahre 1801 begründete noch ganz in Kants Weise die Religion durch Moral, unterschied zwischen statutarischer und Vernunft=Religion, drang auf den praktischen Gehalt der Bibel und Kirchenlehre, lehnte aber die Wunder ab, da sie für die Reifen nur ein Hindernis des Selbstdenkens bildeten. Dann gewann Schelling und der seit 1804 an die philosophische Fakultät berufene Friedrich Creuzer auf ihn Einfluß. Er faßte jetzt die Religion als eine objektive Macht, die je nach der Verschiedenheit der Völker eine verschiedene Form an=nimmt. Was wir Religion nennen, ist ein sich Offen=baren Gottes im Menschen. Aber bald folgte bei ihm auf die Schellingsche Periode die Hegelsche. Es war das große Verdienst, das Hegel sich um die Theologie erwarb, daß er energischer als irgend ein Vorgänger betonte, das Absolute ist Wille, Denken. Bewußtsein, nicht bloßes Sein oder Materie. Hier

wurde Daub sein dankbarer Schüler und Daubs ganzes System ist in seiner letzten Ausbildung auf diese Prämissen gebaut. Daß das Absolute nicht Stoff, sondern Denken ist, das war nach Daubs Auslegung die Meinung auch des Apostels Johannes. Im Anfang war nicht der Stoff, sondern der Logos, „durch ihn ist alles geworden und ohne den Logos wurde nichts von allem was geworden ist.“ In diesem Sinne las Daub ein ganzes Semester über den Prolog des Johanneischen Evangeliums, um die Übereinstimmung der Johanneischen Theologie mit der Hegelschen Philosophie zu erweisen, ein Weg, auf dem ihm später sein Schüler Richard Rothe teilweise nachgefolgt ist. —

Hatte damit die Heidelberger Theologie Stellung genommen in dem Streite der beiden zur Zeit wichtigsten philosophischen Schulen, so wurde sie gleichfalls durch Daub in den noch bedeutsameren Streit der Aufklärung und der Romantik hineingezogen und dieser Streit wirkte nicht nur auf die Fakultät, sondern auf die ganze Universität zurück.

Es ist der theologischen Fakultät schwerer gemacht als jeder andern, den Standpunkt der Wissenschaft zu behaupten, weil tief wurzelnde und mächtige praktische Interessen sich in die Lösung fast aller ihrer Aufgaben einmengen und den wissenschaftlichen Prozeß durchkreuzen, und eben darum ist die Theologie so reich an leidenschaftlichem Streite, weil an allen ihren Entscheidungen Frömmigkeit, Kirche und Staat sich be-

teiligt meinen. So ist auch die Geschichte der theologischen Fakultät Heidelbergs von Anfang an eine Kriegsgeschichte.

War doch sofort im Jahre 1805 als Pate der neuen Hochschule der unentwegte Vorkämpfer der Aufklärung Johann Heinrich Voß[1]) nach Heidelberg berufen worden. Vorlesungen mutete man ihm nicht zu, obwohl er im kräftigsten Mannesalter stand, nur mit seinem weisen Rate sollte er die Universität unterstützen. Ungerufen aber hatten sich gleichzeitig die jungen Litteraten eingefunden, die Voß auf Erden am bittersten haßte, die Dunkelmänner, die Großinquisitoren, die Windbeutel, wie er sie nannte, die Romantiker.[2]) Daß Savigny nach Heidelberg berufen war und auch halbwegs zugesagt hatte, bestimmte dessen Schwager Clemens Brentano sich in Heidelberg niederzulassen, wo er mit seinem Freunde Achim von Arnim eine Wohnung im faulen Pelz bezog. Zu ihnen gesellte sich Görres und im Sommer 1808 gaben sie hier ihre „Zeitung für Einsiedler" heraus, die dem Philistertum, dem Rationalismus, und der gesamten

---

1) Johann Heinrich Voß aus Mecklenburg-Schwerin war bei seiner Berufung nach Heidelberg vierundfünfzig Jahre alt und gehörte der Universität zwanzig Jahre lang an. Seine Beziehungen zu Karl Friedrich waren durch den Baudirektor Weinbrenner vermittelt. Auch mit Johann Peter Hebel freundete sich der niederdeutsche Idyllendichter an.

2) Arnim schrieb an Goethe am 1. April 1808: „An litterarischem Scherze ist Heidelberg reich. Selten vergeht ein Tag ohne Begebenheit für die beiden Parteien Voß und Anti-Voß."

Aufklärung des Jahrhunderts den Krieg erklärte. Mit großer Geflissentlichkeit wurde von ihnen Daub als Vertreter einer neuen Theologie gefeiert und der ehrwürdige Theologe dadurch in eine Parteistellung hineingezogen, die in Wahrheit tief unter seinem hohen Standpunkte lag. Der Gegensatz vertiefte sich, als Daub in dem Streite Vossens gegen die Symboliker für Creuzer Partei ergriff. Georg Friedrich Creuzer war 1804 nach Heidelberg berufen worden, und gab mit Daub gemeinsam 1805—1811 die „Studien" und seit 1807 die „Jahrbücher der Litteratur" heraus. Seine Untersuchungen über die Entstehung aller Mythologien griffen in das religiöse Gebiet hinüber und in seiner Mystagogenrolle übte er auf die jungen Theologen, wie Rothes Briefe beweisen, einen großen Einfluß. Die Meinung der deistischen Schule, alles was die positiven Religionen über die natürliche Vernunftreligion hinaus festsetzten, stamme aus dem Betruge der Priester oder dem Aberglauben der Massen, hatte an Creuzer einen ernsten Gegner: „Sehen denn die Götterbilder der Hellenen," fragte er, „die Hymnen Pindars und die Weisheitssprüche der Orphiker nach dem Betrug einer eigensüchtigen Kaste aus? Und wenn sich die helle, schöne Welt der Hellenen so nicht erklärt, warum sollen wir die Religionen des Orients in so böswilliger Weise deuten?" Ihm waren die verschiedenen Religionen nationale Formen der einen wahren ursprünglichen Gottesoffenbarung, die eine weise Priester-

kaste in ihren Symbolen halb enthüllt und pädagogisch halb verhüllt habe. Dagegen betrachtete Voß die fest umrissene Götterwelt Homers und nicht die unklaren und widerspruchsvollen Nachrichten über die orientalischen Gottheiten als Ausgangspunkt der Religionswissenschaft und in Creuzers Phantasien von einer pädagogisch-ägyptischen Priesterkaste witterte er Kryptokatholizismus. Das alte oder neue Pfaffentum sollte ihm niemand verteidigen, und da gerade in jene Zeit die zahlreichen Übertritte der Romantiker und Nazarener zur katholischen Kirche fielen, glaubte der argwöhnische Lichtfreund, „die beiden rothaarigen Schurken“ Creuzer und Görres seien verbündet, um die Jugend katholisch zu machen. Nicht minder erweckte es seinen Grimm, daß Daub lehrte, auch der Katholizismus sei eine der Offenbarungsformen der wahren Religion und habe zu seiner Zeit und an seinem Orte dem Bedürfnis der Menschheit völlig entsprochen. Durch seine Verklägereien setzte er schließlich sogar durch, daß gegen Daub ein Prozeß wegen Kryptokatholizismus eingeleitet wurde, der aber notwendig einen beschämenden Ausgang für den Verkläger nehmen mußte. Das einzige Mitglied der theologischen Fakultät, das Voß als einen Mann nach seinem Herzen gelten ließ, war Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Voß hatte im Jahre 1811, nachdem Heidelberg durch die Berufung von Marheineke und de Wette nach Berlin einen empfindlichen Verlust erlitten hatte, dem Kurator Reizenstein

einleuchtend gemacht, daß Paulus der rechte Mann sei, „um der schwindsüchtigen Theologie wieder Odem und frisches Blut zu schaffen.“ [1])

Als der große Lichtfreund im Mai 1811 Paulus Berufung wirklich durchgesetzt hatte, nahm er den Angeworbenen sofort gegen Daub in Pflicht. In seinem Turme, wie er sein Haus bei der Peterskirche zu nennen pflegte, wollten sie tapfer miteinander singen:

„Und wenn die Welt bedäubet wär,
Es soll uns doch gelingen.“

Und es gelang wenigstens in den Kreisen der Bürgerschaft. Paulus wurde für die Pfalz der eigentliche Repräsentant der Heidelberger Theologie.

Kein Heidelberger Theologe ist bei den Pfälzern je wieder so beliebt geworden wie Paulus. Auch war der fleißige und schlagfertige Gelehrte mit dem großen strahlenden Auge eine der typischen Gestalten der Aufklärung. Das Prinzip der ganzen Schule mit ihrem leidenschaftlichen Klarheitsbedürfnis, mit ihrer insolenten Verachtung der Vergangenheit, mit ihrem Hasse gegen allen Aberglauben und alle Frömmelei hatte sich in ihm so gut wie in seinem Freunde Voß verkörpert. Seine Jugendgeschichte erklärt zum Teil seinen Aufklärungstrieb. Sein Vater war ob absurdas phantasmagoricas visiones abgesetzt worden, der Knabe Paulus aber hatte sich genötigt gesehen, auf die

1) Vgl. meinen Lebensabriß von Paulus in von Weechs Badischen Biographien. Bd. 2, 119 ff.

fixen Ideen des Vaters einzugehen, bis die Versetzung in die Klosterschule ihn dieser Lügen enthob. So sah er von Anfang an im Aberglauben einen Hauptgrund alles menschlichen Elends. Auf dem Stift in Tübingen las er Semlers Schriften, die den feinsten kritischen Scharfsinn in betreff der Entstehung der Bibel mit dem andächtigsten pietistischen Bibelglauben verbanden. Dazu verschlang er die Bücher der französischen und deutschen Aufklärer und aus diesen Momenten stellte er sich nun die theologische Weltanschauung zusammen, an der er unentwegt bis zu seinem Lebensende festhielt. Dieselbe war ein Kompromiß zwischen seinem, von der Klosterschule mitgebrachten Respekt vor Bibel und Christentum und seiner Begeisterung für die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die jedes Wunder leugnete. Trug er die Kirchengeschichte im Geiste seines Landsmanns Spittler vor als Geschichte menschlicher Thorheit und Lüge, so hielt er als altväterisch erzogener Schwabe doch fest an der Autorität der Bibel und des teuern Gottesmannes Martin Luther. Sein philologisch kritischer und historischer Kommentar über das Neue Testament verdient noch immer von Seiten seiner Sprach- und Sachkenntnis alle Beachtung, und doch führte ihn hier sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Schrift bei eigenem Unglauben an jedes Wunder auf jene wunderlichen Auslegungen, wegen deren man ihn heute allein noch erwähnt. Er glaubt die biblische Erzählung, wie sie berichtet ist, aber er erklärt das Wunder natürlich,

damit jedem Teile, der Schrift und der Vernunft sein Recht werde. Das Gehen Jesu auf dem Meer wird zu einem Gehen über dem Ufer, das Wunder von Kana war ein gelungener Hochzeitsspaß, die Auferstehung von den Todten ist ein Erwachen vom Scheintod und die Erscheinungen des Auferstandenen sind spätere Besuche. Diese Exegese dünkt uns seltsam, aber sie entsprach dem Bedürfnisse einer Zeit, in der sich der Respekt vor der Schrift und der vor dem Naturgesetze die Wage hielten. Freilich hatte schon Herder vieles als Poesie verstanden, was der rationalismus vulgaris in äußerer Buchstäblichkeit festhielt, und der junge Richard Rothe, damals eifriger Anhänger der Romantik, schreibt dem Vater ganz entsetzt, zu welch unsinnigen Erklärungen seine Vernunft diesen gescheuten Mann verführe. So lasse er zu Abrahams Zeit ein Vehmgericht existieren, dessen drei Boten die drei Engel sind, die in der Genesis auftreten. Er glaube, daß Moses das Schießpulver aus Ägypten mitgebracht und durch eine unterirdische Mine Dathan und Abiram habe von der Erde verschlingen lassen und was der natürlichen Erklärungen mehr waren, durch die der als Orientalist und Archäologe durchaus achtbare und als Kenner der philosophischen und schönen Litteratur den meisten Theologen weit überlegene Gelehrte dennoch den Spott der romantischen Jugend herausforderte. Aber ein großer Teil kirchlich ernster Freunde der Aufklärung teilte die Abneigung des Heidelberger Theologen, den Begriff des Mythus

und der Sage auf die heilige Schrift anzuwenden und da der Durchschnitt der Gebildeten die Wissenschaft der vorigen Generation, die sie sich in ihrer Jugend angeeignet hat, mit durchs Leben führt, so blieb Paulus der rechte Theologe des Bürgerstandes. Diese Popularität stützte sich zudem auf eine erfolgreiche publizistische Thätigkeit. Paulus war für seine Heimat Württemberg Verteidiger des guten alten Rechts, das sein Kollege Hegel einen Haufen von Unrecht nannte. In seiner Zeitschrift Sophronizon, die er 1819—1835 mit Voß zusammen schrieb, trat er, wie einst Voltaire, als Verteidiger der Vergewaltigten auf. Er bewirkte die Begnadigung des von den Trierer Geschworenen, auf sehr anfechtbare Zeugnisse hin, zum Tod verurteilten Kaufmanns Fonk, er erstritt dem Städelschen Institut zu Frankfurt die Anerkennung seiner Rechtsfähigkeit, er führte Wessenbergs Sache gegen Rom, er nahm sich des von Tübingen und Zürich zurückgewiesenen Dr. Strauß an, obwohl dieser seine natürlichen Wundererklärungen zum Gegenstande seines tödlichen Spottes gemacht hatte. Selbst dafür wurde er von Heinrich Heine als Kirchenrat Prometheus besungen, daß er Schellings Philosophie der Offenbarung, ohne dessen Wissen, im Kolleg nachschreiben und veröffentlichen ließ, um dessen Verehrern zu zeigen, daß sie von dort vergeblich den Stein der Weisen erwarteten. Noch von seinem Todbette hat der Achtzigjährige einen Aufsatz gegen die Jesuitenmission diktiert und so blieb er, auch als er

bereits seit zwei Jahrzehnten seine Vorlesungen eingestellt hatte, der Wortführer der pfälzischen Liberalen, gescholten viel und viel gepriesen als der Patriarch der deutschen Aufklärung.

Die Zeit, in der Paulus mit Voß die Universität beherrschte, war eine Zeit des ständigen Streites gewesen. Es war deshalb nur eine naturgemäße Reaktion, wenn die Regierung bei den folgenden Berufungen vor allem danach fragte, ob Person und Standpunkt des zu Berufenden Gewähr biete, daß der Parteistreit endlich zur Ruhe komme. So gewann die Fakultät einen ziemlich farblosen Charakter und verlor ihre Anziehungskraft. Nur solche theologischen Schulen blühen, die eine der ausschlaggebenden kirchlichen Parteien hinter sich haben, und diesen ist mit der Vertretung aller Richtungen oder in allen Richtungen schillernden Vertretern niemals gedient. Die notwendige Folge dieses Systems war darum für Heidelberg ein bedenklicher Rückgang der Frequenz.[1])

Der alte Daub, der jetzt mit milder Ironie von seinem seligen Verleumder Voß zu reden pflegte, hatte

1) Im Jahre 1823 schrieb Ullmann seinem Freunde Gustav Schwab: „Die Konstellation der theologischen Studien auf unserer Universität ist jetzt der Art, daß mehrere, ja die meisten Lehrer eigentlich unnütz und für nichts da sind. Ich halte meine angezeigten Vorlesungen, aber vor einer kleinen Anzahl von Zuhörern und ohne die geringste Hoffnung, daß dabei etwas herauskomme.“ Als Rothe im Herbste 1837 eintrat, zählte die Fakultät vierzehn Studenten und er las Dogmatik vor zwei Zuhörern.

um seinen Hirtenstab eine Reihe von jüngeren Kräften versammelt, die nicht in erster Reihe durch Glanz genialer Leistung in die Ferne wirkten, aber geeignet waren im näheren Verkehr die Jugend zu christlichem Sinne und weitherziger Verträglichkeit zu erziehen. Paulus las nicht mehr. Ullmann gewann nur langsam Boden. Neben Daubs Schwiegersohn Dittenberger waren von der älteren Generation noch Schwarz, Abegg und Lewald thätig, die als Pädagogen oder Geistliche große Verehrung genossen. Mit ihnen vertrug sich in gleichem Geiste des Friedens Karl Umbreit, ein Gothaer, der nach längerer Thätigkeit in der philosophischen Fakultät 1829 die alttestamentliche Professur übernahm. Seine Auffassung des alten Testaments stammte aus Herders Schrift „vom Geiste der hebräischen Poesie“ und in Herders Sinn hat der schöne, hochgewachsene, für alles Große und Gute begeisterte Idealist durch fast vierzig Jahre der theologischen Jugend Freude an der Schönheit der Psalmen und der Weihe der Propheten zu wecken gesucht.

Eine neue Lage schuf das 1835 erscheinende Leben Jesu von Strauß, das durch Gegenüberstellung der verschiedenen evangelischen Berichte den Glauben an deren historischen Charakter tief erschütterte und das, den Standpunkt Creuzers und Hegels auf das Evangelium anwendend, zu dem Schluß kam, daß die Geschichte Jesu ebenso eine poetische Einkleidung der religiösen Idee sei wie die Geschichte von Osiris oder Dionysos oder Adonis, das heißt also: ein Mythus.

Das Buch von Strauß war der bedeutendste Angriff, den der Bibelglaube seit Lessings Veröffentlichungen aus Reimarus erlebt hatte, und es gab keine theologische Fakultät, die nicht mit einer oder mehreren Apologieen Strauß entgegentrat. Der Heidelberger Apologet war Karl Ullmann.

Seit 1819 erst Privatdozent, dann Professor in Heidelberg, von 1829—36 Ordinarius in Halle war Ullmann durch seine Monographie über Gregor von Nazianz bekannt geworden, die noch heute als eine der besten Darstellungen aus dem Zeitalter der ökumenischen Orthodoxie gelten darf. Ihr folgten seine verschiedenen Arbeiten über die Reformatoren vor der Reformation. Mit Umbreit gab er die „Studien und Kritiken" heraus, in denen er seit 1836 seine gegen Strauß gerichteten Abhandlungen erscheinen ließ. So entstand seine „Sündlosigkeit Jesu," „Historisch oder Mythisch," „Über den Kultus des Genius," „Wesen des Christentums," kleine Schriften, die durch ihre würdige, maßvolle Haltung einen großen Kreis von Verehrern um den Verfasser sammelten, und die zugleich in dem Stempel ästhetischer Vollendung den Jugendfreund von Karl Rottmann, Karl Fohr und Gustav Schwab verraten, der in seiner Jugend ernstlich daran gedacht hatte, sich selbst der Kunst zu weihn. Der steigenden Verödung der Fakultät dachte der neue Referent, Staatsrat Nebenius, dadurch zu steuern, daß er 1836 Ullmann aus Halle zurückberief und 1837 Richard Rothe, Professor am Predigerseminar

in Wittenberg, mit dem Auftrage nach Heidelberg zog, auch hier ein solches Seminar zu organisieren. Damit war eine neue Fakultät geschaffen. Umbreit, Abegg, Rothe, Ullmann stellten jeder in seiner Weise eine Vereinigung aufrichtiger Frömmigkeit und feinster humaner Bildung dar, wie sie nur im Zeitalter der Romantik hatte wachsen können. Unter Ullmanns Auspizien war in jenen Jahren die theologische die vornehme und exklusive Fakultät. Vor allem ihr berühmtester Lehrer, Richard Rothe unterschied sich von der großen Mehrzahl seiner Fachgenossen schon dadurch, daß er aus dem Kreise der obern Zehntausend stammte. Sohn eines Geheimen Oberregierungsrats in Breslau war er unmittelbar nach dem Examen Gesandtschaftsprediger in Rom geworden und hatte in enger brüderlicher Freundschaft mit Karl Josias Bunsen fast fünf Jahre dem glänzenden Kreise angehört, der damals den Palazzo Caffarelli belebte. Dann hatte er durch sein mildes und vornehmes Eingreifen dem Wittenberger Seminar, das durch den Streit der alten sächsischen Rationalisten und der eroberungslustig vordringenden preußischen Pietisten völlig zerrüttet war, den Frieden zurückgegeben. Nach einem Besuche in Heidelberg war er von seinen alten Lehrern Daub, Abegg, Schlosser, Creuzer der badischen Regierung dringend zu einer neu zu kreierenden Stelle für praktische Theologie empfohlen worden, und bald nach Daubs Tod verwirklichte sich 1837 diese Berufung. Im engeren

Verkehr mit Bunsen hatte Rothe die pietistische Enge, der er sich als eifriger Kandidat einst gefangen gegeben hatte, in Rom wieder abgestreift und sich in jenen Gedankenkreis eingelebt, den Bunsen später in seinem Buche: „Gott in der Geschichte“ prophetisch verkündigte, daß die Weltgeschichte die deutlichste Offenbarung Gottes sei. Auch Rothe bekannte sich zu diesem Programme in seinem ersten größeren Werke: „Die Anfänge der christlichen Kirche,“ dessen Veröffentlichung mit dem Antritt seiner Stelle in Heidelberg zusammenfiel. In der Einleitung zu demselben überraschte er die theologische Welt durch die paradoxen Sätze, daß Jesus Christus eine Kirche überhaupt nicht habe stiften wollen, sondern gesprochen habe: „Der Acker ist die Welt.“ Jesu Gedanke des Gottesreichs realisiere sich auch nicht in einer Kirche, sondern in der Christianisierung des Staats, die ständig fortschreitet, während der Einfluß der Kirche stetig zurückgeht. Diese Überzeugung, daß der Staat als die allgemeinere Form des wirklich gewordenen Sittlichen an Stelle der Kirche zu treten habe, war ihm aus den Vorlesungen Hegels zugekommen, die er in Heidelberg und Berlin eifrig gehört hatte, sie war aber auch das Resultat seiner ganzen seitherigen Lebenserfahrung, daß das geistig sittliche Leben der Menschheit, das er auf den lebendigen Christus zurückführte, im Leben des Staates weit kräftiger pulsiere als in dem der Kirche. Von diesem Standpunkte konnte Rothe seine Theologie nur als Ethik darlegen, da für

ihn das Sittliche und Religiöse nicht in der Weise sich schieden, wie Dogmatik und Moral sie gemeinhin zu scheiden pflegten. So entstand seine Ethik als Lehre von dem letzten notwendigen Zweck des menschlichen Daseins.[1]) Man hat Rothes Ethik mit Recht jenen mittelalterlichen Summen verglichen, die den ganzen Umkreis menschlichen Wissens in ihre Theologie einbezogen. Für das neunzehnte Jahrhundert aber ist sie die letzte große Evolution jener spekulativen Bewegung, die durch die Namen Fichte, Schelling, Hegel bezeichnet ist. Ausgangspunkt der religiösen Spekulation ist für Rothe das Gottesbewußtsein, das für den frommen Menschen eben so sicher gegeben ist wie für den denkenden Menschen das Selbstbewußtsein. Das ist das cogito ergo sum, von dem er ausgeht. Gott ist selbstbewußter Geist, also Person. Mit dem Ich ist der Gedanke des Nichtich sofort gegeben. Gott muß sein Nichtich denken, folglich setzen. Das Nichtich ist also der Gegensatz zu Gott und darauf beruht die Unvollkommenheit der Kreatur, die im Verlaufe des ethischen Prozesses überwunden werden soll. Damit stehn wir wieder vor dem Problem der Differenzierung des Subjektiven und Objektiven, über das Schelling und Hegel sich entzweit hatten, d. h. vor dem Problem der Weltentwickelung. Als Rothe 1845 den ersten Band seiner theologischen Ethik veröffentlichte, war das politische Leben, zumal im südwestlichen

1) Vgl. Ernst Tröltsch, Richard Rothe. Gedächtnisrede. Freiburg bei Mohr. 1899.

Deutschland, ein so stürmisches geworden, daß diese tiefsinnige Spekulation nur eine kleine Gemeinde um sich scharte. Aber je weiter das Werk vorrückte, um so mehr lenkte die Fülle geistvoller Einzelbemerkungen, die feine Beobachtung der Weltvorgänge und die Originalität der religiösen Empfindungsweise, die sich hier aussprach, die Aufmerksamkeit der Theologen und Philosophen auf Rothes Ethik. Eine treue Jüngerschar, die den Zauber seiner innig frommen und vornehmen Persönlichkeit erfahren hatte, bildete seine über ganz Deutschland verbreitete Schule und rasch drang die Erkenntnis durch, daß Deutschland seit Schleiermacher keinen theologischen Denker besessen habe, der mit Rothe irgend zu vergleichen wäre. Nachdem Rothe während des stürmischen Jahres 1848 auf 1849 das Prorektorat ebenso fest wie würdig geführt hatte, suchte er bei Beginn des Sommersemesters 1849 in Bonn die Arbeitsstille, die in der erregten Pfalz nicht mehr zu finden war. Aber sein Herz blieb in Heidelberg. Zwar die ihm 1853 angetragene badische Prälatur lehnte er ab, als dann aber Ullmann als Prälat nach Karlsruhe übersiedelte, kehrte Rothe an Ullmanns Stelle im Frühjahr 1854 nach Heidelberg zurück. Er fand eine sehr veränderte Lage und eine nahezu neue Fakultät. Von den früheren Kollegen war noch sein Freund Umbreit thätig. Dittenberger [1]) war 1852

1) Theophorus Wilhelm Dittenberger war seit 1833 Privatdozent, seit 1838 außerordentlicher und 1847—1852 ordentlicher Professor der praktischen Theologie in Heidelberg.

als Generalsuperintendent nach Weimar abgegangen und wurde durch den aus der Herrenhutergemeinde hervorgegangenen Theodor Plitt[1]) ersetzt. Noch entschiedener als dieser suchte der Extraordinarius Schöberlein die Kandidaten des Predigerseminars für die pietistische und orthodoxe Auffassung ihres Berufs zu gewinnen.[2]) Der 1847 aus Bern berufene Hundeshagen[3]) fühlte sich als Kirchenrechtslehrer und wies in seinen Vorlesungen, wie in den öffentlichen Vorträgen, die er im Dienste der inneren Mission hielt, auf die Rechtsordnungen hin, die der Kirche allein Selbständigkeit gegen den Staat und Ordnung und Festigkeit des eigenen Hauses schaffen könnten. Überhaupt lag es in der Natur der Dinge, daß nach den schweren Erfahrungen des Jahres 1849 die Fakultät ihre wichtigste Aufgabe in der innern Mission suchte, die die Fundamente, auf denen wir beruhn, wieder aufzubauen versprach. Ullmann hatte, ehe er 1853 Prälat ward, als Vorsitzender der Durlacher Pfarrerkonferenzen sich in den Dienst dieser Sache gestellt, die nunmehr

1) Jakob Theodor Plitt, Stadtpfarrer zu Heil. Geist war 1854 Privatdozent, 1855—1860 außerordentlicher Professor der praktischen Theologie.

2) Ludwig Schöberlein war 1850—1855 Extraordinarius am Seminar in Heidelberg.

3) Karl Bernhard Hundeshagen wurde 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geboren und habilitierte sich 1831 in Gießen. Seit 1834 war er Professor der Theologie in Bern, 1847—1867 in Heidelberg. Das Prorektorat bekleidete er zweimal 1852 und 1860.

alle andern Zwecke der Anstalt zur Seite schob. So hörte der wiedergekehrte Rothe überall die Losung: Kirche, Kirche! von der er schon in Bonn gesagt hatte, daß er sich davon das Heil nicht zu versprechen vermöge. Der beredteste Herold dieser Mission war in Heidelberg der Mann, mit dem Rothe später ein so inniges Band schloß, daß man diese beiden auch schlechthin als die Heidelberger Fakultät zu bezeichnen pflegte, der Schweizer Daniel Schenkel.

Schenkels theologische Laufbahn hatte etwas Meteorartiges, nicht nur in ihrem Zickzackkurse, sondern auch in ihrer Leuchtkraft. Wir begegnen dem Basler Privatdozenten Schenkel zuerst unter den Mitarbeitern der Halleschen Jahrbücher von Arnold Ruge.[1]) Er führte dann eine Aufsehen erregende Fehde gegen Hurter in Schaffhausen, den er 1841 nötigte, seine Antistesstelle niederzulegen, da er insgeheim katholisch geworden war. Schenkel selbst wurde nun als erster Pfarrer an das Münster nach Schaffhausen berufen und wegen seiner glänzenden Beredsamkeit bei Rothes Abgang nach Bonn dessen Nachfolger am Predigerseminar in Heidelberg. Mit der ganzen Energie seiner thätigen Natur warf er sich hier in die Arbeit der inneren Mission, die das Thema des Tages bildete. Durch den Eifer, mit dem er die Berufung orthodoxer Dozenten auch für die andern Fakultäten betrieb,

1) Hallische Jahrbücher, herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer. Jahrgang 1838. Nr. 272 ff. Schenkel gegen Gfrörer.

wurde er gegen seinen Willen mitverantwortlich für die Maßregelung jüngerer Lehrer, in der die Reaktion sich gütlich that. So verlor die Universität Fischer und Moleschott. Die Konsequenz dieser großes Aufsehen erregenden Vorgänge war es, daß die Fakultät, die ihrer Mehrheit nach aus liberalen Männern bestand, dennoch damals als reaktionärer Faktor im Staatsleben zählte. Aber theologische Parteien sind unzuverlässige Stützen des Staats, weil ihre Differenzen untereinander niemals rein aufgehen in dem Programm einer staatlichen Richtung. So entwickelte sich aus dem Gegensatze der reformierten und lutherischen Gruppe innerhalb der konservativen Theologie eine neue Opposition, die schließlich wieder beim Liberalismus ankommen mußte. Die Luthersche Richtung im Kirchenregiment machte 1857 den Versuch, eine Luthersche Agende einzuführen, Schenkel als eifriger Reformierter trat an die Spitze der reformierten Opposition, die in der Pfalz das historische Recht für sich hatte. Hinwiederum schloß das konservative Ministerium eine Konvention mit Rom, gegen die gleichfalls Schenkel als Protestant Einsprache erhob. Das Ende war 1860 der Sturz der leitenden Minister, dem der Sturz des orthodoxen Kirchenregiments rasch nachfolgte. Rothe trat in den Oberkirchenrat ein und hatte nun Gelegenheit seine mehrfach ausgesprochene Überzeugung von der überlegenen Tüchtigkeit der laikalen Kirchenglieder über die klerikalen bei der Ausarbeitung der neuen Kirchenverfassung praktisch zur

Geltung zu bringen. Schenkel aber, zu seinen früheren freisinnigen Traditionen zurücklenkend, wurde in Versammlungen und Synoden der schlagfertige Volkstribun des theologischen Liberalismus. Er vor allem steuerte das Schifflein der Fakultät mutig in die immer höher gehenden Wellen des Parteikampfs.

Die kirchenpolitische Stellung, die Rothe und Schenkel in dieser neuen Aera genommen hatten, wirkte natürlich alsbald auch auf die Gestaltung der Fakultät zurück. Als Umbreit erkrankte, wurden dessen neutestamentliche Vorlesungen von Heinrich Holtzmann übernommen, der für Heidelberg das wurde, was ihm bei längerer Wirksamkeit de Wette hätte werden können. Den Lehrstuhl für das alte Testament aber erhielt 1861 der Badener Ferdinand Hitzig,[1]) der auf diesem Gebiete einer der scharfsinnigsten und kühnsten Forscher war, und zugleich durch persönliche Originalität und sein biederes treuherziges Wesen die Studenten bezauberte. Diese freisinnige Richtung hatte auch dadurch weiteren Spielraum gewonnen, daß dem nach Heidelberg zurückgekehrten Rothe sein treuer Freund Karl Josias Bunsen 1853 nachgezogen war. Bunsens berühmte Signalschriften: „Zeichen der Zeit,“ „Bunsen wider Stahl,“ „Gott in der Geschichte,“ sind in Heidelberg geschrieben und in dem grün umschatteten Hause

1) Ferdinand Hitzig, Geh. Kirchenrat, war von 1822—33 Privatdozent in Heidelberg, dann 28 Jahre lang Professor in Zürich, endlich 1861—1875 Ordinarius in Heidelberg. Prorektor war er 1866.

am Charlottenberge, begann der alte Staatsmann das große Bibelwerk, an dem mit der Zeit der ganze theologische Nachwuchs Heidelbergs mitgearbeitet hat. So wurden auch die Fragen des Lebens Jesu, die seit 1835 nicht mehr zur Ruhe gekommen waren, ein Hauptgegenstand wissenschaftlicher Verhandlungen. Strauß spottete, die kritischen Ergebnisse der Tübinger Schule seien den Neckar abwärts nach Heidelberg geschwommen, um dort in etwas aufgeweichtem Zustande ans Land gezogen zu werden. Daran ist das richtig, daß die neuen Mitarbeiter an diesen Problemen, Bunsen, Holtzmann und Schenkel, Wert darauf legten, die geschichtlichen Fragen so zu formulieren, daß sie erbauend und nicht zerstörend wirkten. Allein das Charakterbild Jesu von Schenkel, das Jesum einseitig als Reformator des Judentums darstellte, ward der orthodoxen Partei zum willkommenen Anlaß, den gefährlichen Führer, der sich des Kirchenregiments fast ausschließlich bemächtigt hatte, durch eine Anklage auf Irrlehre unschädlich zu machen. Zwar sprachen die kirchlichen Instanzen Schenkel von der Anklage los und der Erlaß des Oberkirchenrats vom 17. Aug. 1864, zum Teil ein schöner Hirtenbrief Rothes, mahnte zum Frieden, aber noch ehe Rothe am 20. August 1869 durch den Tod abgerufen und durch den verdienstvollen Geschichtschreiber der Dogmatik und Ethik, den Schlesier Wilhelm Gaß[1]) ersetzt worden war, trat in

1) Wilhelm Gaß, Sohn des bekannten Breslauer Theologen und Waffengefährten Schleiermachers, war seit 1839 Dozent

Folge der Verfemung der Heidelberger Theologie ein starker Rückgang der Frequenz ein, der durch mehrere Jahre anhielt. Noch einmal lebte der freie wissenschaftliche Charakter der Schule auf in der idealen Gestalt des Mecklenburgers Karl Holsten,[1]) der ebenso der gründlichste Interpret der paulinischen Theologie genannt werden darf, wie er auf dem Lehrstuhl, wie im väterlichen Verkehr mit der Jugend ein geradezu idealer Lehrer war. Mit gleichem Feuer ergriff er die exegetischen, wie die religionsphilosophischen Probleme und riß durch den innern Anteil, den er selbst an ihnen nahm, auch die Hörer zu gleicher Begeisterung fort. So war in ihm zu Ende des Jahrhunderts die spekulative und exegetische Schule, die Daub und Paulus zu Anfang desselben begründet hatten, noch einmal aufs würdigste vertreten. Er verstand wie

---

der Theologie an der Universität Breslau, seit 1847 Professor in Greifswald, seit 1864 in Gießen, dann 1868 Rothes Nachfolger in Heidelberg, überall geschätzt wegen seines gelehrten Fleißes und seines lauteren Charakters. Seine Hauptwerke sind die „Geschichte der protestantischen Dogmatik," 1854—1867. „Symbolik der griechischen Kirche," 1872. „Geschichte der Ethik," 1881.

1) Karl Joh. Christ. Holsten war seit 1852 Gymnasiallehrer in Rostock, dann Professor in Bern und seit 1876 Professor für Neues Testament in Heidelberg. Seine Hauptschriften: Zum Evangelium des Paulus und des Petrus. 1868. Der Brief an die Philipper. 1875. Das Evangelium des Paulus. 1880. Die drei ursprünglichen noch ungeschriebenen Evangelien. 1883. Die synoptischen Evangelien. 1885.

Daub und Rothe die Theologie als ins Große gehende Weltanschauung und wie er als Jünger der Hegelschen Schule die Dialektik des großen Meisters beherrschte, so als erprobter Schulmann die strenge Methode der neuern Philologie. Die festen Resultate, die er in der Beschreibung des Selbstbewußtseins Pauli gewann, gaben der Forschung den sichern Boden zur Ergründung auch des Selbstbewußtseins Jesu und der Stellung seiner Jünger, so daß gerade Holstens strenge Kritik wieder vieles in ein sicheres Licht rückte, was der Skepticismus des Lebens Jesu von Strauß zweifelhaft gemacht hatte. Sein Tod am 26. Januar 1897 war das letzte tiefeinschneidende Ereignis, das die theologische Fakultät Heidelbergs erlebte.

Sehen wir von diesem jüngsten Grabhügel zurück auf die ganze Entwickelung, seit der fromme Karl Friedrich unsere Universität reformierte, so ist nicht zu leugnen, diese Geschichte ist von Anfang bis zu Ende eine kampfreiche und kriegerische gewesen, aber es ist stets um große Dinge gestritten worden, nie um Quisquilien. In dem Kampfe des Jahrhunderts zwischen Aufklärern und Romantikern, zwischen den Schulen der deutschen idealistischen Philosophie, zwischen der kirchlichen Reaktion und dem kirchlichen Fortschritt ist die Fakultät durch typische Gestalten wie Daub und Paulus, Rothe und Ullmann, Hitzig und Holsten rühmlich vertreten. Werke wie Daubs Judas Ischariot, Rothes Ethik, Hitzigs Prophetenkommentare, Holstens Evangelium des Paulus und

Petrus werden stets als Denksteine der theologischen Arbeit des Jahrhunderts gelten. Und diese Arbeit war auch von allgemein wissenschaftlichem Standpunkte betrachtet, eine verdienstvolle. Die Genesis einer lebenden Religion zu erforschen, ist eine der schwierigsten Aufgaben. Das religiöse Leben ist schwer zu belauschen, denn es bewegt die Gemüter zunächst in der Tiefe und hat meist eine längere stille Geschichte hinter sich, ehe es an der Oberfläche des öffentlichen Lebens sichtbar wird. Es gehört auch nicht der litterarischen Bewegung an, sondern einem Gebiete des inneren Lebens, das nur teilweise begrifflich zum Ausdruck kommt und doch der Weltgeschichte die nachhaltigsten Impulse gegeben hat. Die Geschichte der Religion ist die innere Weltgeschichte und diese ist es, die die äußere schafft. In diesem Sinne hat Leopold von Ranke von dem Stifter der christlichen Religion gesagt: „Das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, die dieser von ferne zu vergleichen wäre.“ Daß das Verständnis dieser Erscheinung heute ein tieferes, die wissenschaftliche Deutung eine ernstere und würdigere ist als zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wird kein Kundiger leugnen, wir aber freuen uns, daß auch unsere Universität zu diesem Fortschritte das ihre beigetragen hat.

II.

Otto Ribbeck.

Eine alte Berliner Theologenfamilie, pommerischer Abkunft ist es, aus der Otto Ribbeck stammt, der mit Hermann Köchly zusammen in den siebziger Jahren das tief verfallene philologische Studium an der Universität Heidelberg erneuerte und in Gemeinsamkeit mit Gustav Wendt das badische Gymnasialwesen von Grund aus umgestalten half.

Otto Ribbecks Großvater, Konrad Ribbeck, Propst zu S. Nikolai, war der Beichtvater der Königin Luise[1]). Der Vater E. F. G. Ribbeck, gleich geschätzt als Schulmann und praktischer Theologe, war zuletzt wirklicher Oberkonsistorialrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, der Oheim Ferdinand Ribbeck war Direktor des grauen Klosters, in Gutzkows Erinnerungen mit wenig Sympathie geschildert von seinem Neffen Otto sehr geliebt und von F. G. Ribbeck und Friedrich Zelle mit einem biographischen Denkmal geehrt[2]). Auch von den sechs Brüdern Ribbecks haben mehrere in Berlin, einer als Ministerialdirektor,

---

1) Erinnerungen an Ernst Friedrich Gabriel Ribbeck. Herausgegeben von seinen Söhnen. Als Manuskript gedruckt.

2) Berlin 1848, klassische Buchhandlung.

einer als Gymnasialdirektor, einen bedeutenden Wirkungskreis gefunden.

Der Vater hatte 1814 den Krieg als Feldprediger mitgemacht, dann war er in der Zeit der heftigsten kirchlichen Kämpfe, die die sächsische und schlesische Kirche heimsuchten, Schulrat und Generalsuperintendent, erst in Erfurt, dann in Breslau, bis er schließlich zu einer stilleren Verwaltungs- und Regierungsthätigkeit nach Berlin berufen wurde. Er war eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, über deren censoria severitas schlaffe Pfarrer klagten, über dessen Strenge im Examen die Kandidaten murrten, in der Familie der Patriarch, der Ehrfurcht für sich verlangte, aber auch einflößte. Durch seinen Humor, seine großen gesellschaftlichen Talente und seine poetische Begabung wußte er dennoch dem großen Familienkreise Leben und Behagen mitzuteilen, und so war er der rechte Erzieher für eine solche Schar von tüchtigen Söhnen. In theologischer Beziehung huldigte Ribbeck, der Vater, einer gemäßigten Orthodoxie und hatte in Breslau durch eine „abgenötigte Erklärung" gegen Wilhelm Gaß den Standpunkt zu verteidigen, daß durch die Union die Bekenntnisse ihre verpflichtende Bedeutung nicht verloren hätten. Von seinen Söhnen wurde nur einer Theologe und dieser Pietist, ja er ging sogar eine Weile zu den Baptisten, kehrte aber später in die Landeskirche zurück. Der Ministerialdirektor und der Schulmann galten als Stützen des konservativen und orthodoxen Regiments, das durch

die Stielschen Regulative charakterisiert ist; der Fünfte in der Reihe, Otto Johannes Karl war liberal. Er hatte nicht gerade viel Sympathie für die freie Theologie; sehr im Gegensatz zu meinen Gefühlen ergötzte er sich an Gottfried Kellers Polemik gegen Heinrich Lang im „verlorenen Lachen“ und stimmte in Leipzig für Luthardt gegen den liberalen Kandidaten, weil er der orthodoxen Säule mehr die Gabe der Repräsentation zutraute als seinem Gegner; aber sein Humanismus und die durch Paul Heyse vermittelten Familienbeziehungen stellten ihn außerhalb dieses ganzen Interessenkreises. In Kiel war er mit Lipsius, in Heidelberg mit den dortigen liberalen Theologen befreundet, deren kirchliche Sorgen aber haben den Sohn des Generalsuperintendenten nur wenig berührt; er hatte keine kirchlichen Neigungen und affektierte sie auch nicht.

Geboren war Otto Ribbeck am 25. Juli 1827, in der Zeit, da der Vater Schulrat in Erfurt war[1]). In Breslau verlebte er seine Knabenjahre und trat 1843 in Berlin in die Prima seines Oheims Ferdinand im Grauen Kloster ein. Zwei Jahre darauf legte er seine Reifeprüfung ab und studierte zunächst

1) Vgl. Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen. 1846—1898. Stuttgart bei Cotta. 1901. Curt Wachsmuth, Worte zum Gedächtnis an O. Ribbeck, Leipzig bei Teubner. 1898. Fritz Schöll, Otto Ribbeck. Humanist. Gymnasium, Jahrgang 1898. Otto Crusius, zur Erinnerung an O. R. Allg. Zeitung. 1898. N. 180.

in Berlin. Gab ihm Boeckh sofort den würdigsten Begriff von der Herrlichkeit der alten Welt und des antiken Menschen, so weckten Lachmann, Zumpt, Bopp seinen Sinn für kritische Philologie, die ihn von da an hauptsächlich beschäftigte. Vor allem aber war auch auf diesem Gebiete ihm der eigene Vater Vorbild. Trotz seiner positiven Stellung zur Kirche war der Oberkonsistorialrat ein eifriger Humanist und, da seine Jugend in die große Epoche unserer Dichtung fiel, auch ein Freund der neuen Litteratur. Er beherrschte alle modernen Sprachen und versuchte sich unter anderem in der Nachbildung der Dichtungen Manzonis. Auch der Übersetzung des Lucanus und anderer Meisterwerke der Antike widmete er seine Muße. So fand Otto an ihm einen Berater seiner Arbeiten. „In mir," schreibt der Sohn im Jahre 1858 an den Vater, „hast Du einen Leuchtturm für mein ganzes Leben angezündet, der meinem armen Kähnlein unverrückt Bahn und Ziel weist und in windstillen Zeiten auch noch meine besondere Augenweide ist." Und darüber hinaus, in rein menschlicher Beziehung, war es des Sohnes ernster Wille, sich nach dem Vater zu formen, der ihm der Inbegriff männlicher Würde und Tüchtigkeit schien. „Der Vater," schreibt er einmal, „nahm das Leben, wie es kam, ohne Widerrede hin und ließ sich keine Woge über den Kopf wachsen. Nur kräftig rudern und schwimmen, leben wollen, weil man doch einmal leben muß, das war sein Prinzip."

Auf welchen Ton der Weisheit und Fürsorge des Vaters Verkehr mit den Söhnen gestimmt war, zeigen die „Lebensregeln,“ die er schriftlich seinen Söhnen auf die Universität mitzugeben pflegte.[1]) Da heißt es: „Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest. Achte des Vaters und der Mutter Ehre; laß dir bange sein mehr vor ihrem Schmerz als vor ihrem Schelten. Denke, daß sie alles für dich opfern würden, damit dich kein Übel treffe, und wie wenig du ihnen zu opfern hast, wenn es darauf ankommt, ihnen Schmach und Kummer zu ersparen.

Im Gewähren, sich Hingeben und Mitmachen thut die Gemütlichkeit sich kund; im Beharren auf dem selbsteigenen Standpunkt, im Sichabsondern, im Versagen bewährt sich der Charakter. Mit Gemütlichkeit zu Grunde zu gehen, ist sehr leicht; der Charakter schlägt nur bei Wenigen zum Verderben um.

In den Jahren der Abhängigkeit binde dich durch keinen Verlobungsring und durch kein Wort, das vor dem Gewissen des Redlichen, dem Ringe gleich gilt.

In deinen Vergnügungen sei möglichst einfach; um so später wird das Leben dir ausgekostet sein, um so weniger wirst du mit Geldverlegenheiten zu schaffen haben.

Als ein unverbrüchliches Gesetz stehe dir fest, daß

---

1) Vgl. die Erinnerungen an E. F. G. Ribbeck, Berlin 1863. S. 473.

du Frauenzimmer untergeordneten Standes niemals anrührst, auch nicht mit einem Finger. Es darf mit solchen niemals scherzend geredet werden. Der teueren und magenverderbenden Gaumenweide enthalte dich. Den Genuß des Weines spare dir auf die späteren Lebensjahre. Gebrannte Wasser thue ein für allemal in Bann.

An den Spieltisch setze dich nur in Familienkreisen; mit Kommilitonen spiele nicht. Lieber ungefällig scheinen als leihen, lieber darben als borgen.

Halte für besser mit wenigen vorzüglichen Menschen umzugehn als mit vielen mittelmäßigen. Wirst du im Verkehr mit einem andern inne, daß du ihm überlegen bist, so bedenke wohl, ob und wie weit es christlich schön und menschlich klug sei, ihn merken zu lassen, daß deine Überlegenheit dir zum Bewußtsein gekommen sei.

Aus dem Gelüst des Witzes kommen die meisten Händel, leicht auch Blutvergießen; aber auch das blutende Herz eines Mut- und Wehrlosen ist ein schwerer Vorwurf."

Daß der tägliche Anblick dieser geschlossenen festen Persönlichkeit, seine geistvollen Gespräche am Familientisch, die bedeutende Stellung, die er in der Gesellschaft einnahm, für die Söhne ein Sporn war, sich selbst zusammenzufassen, auf sich zu halten und einem geachteten Familiennamen Ehre zu machen, hat Ribbeck stets betont, wie er denn bis zum Ende mit kindlicher Pietät zu dem Vater aufschaute.

Für Otto war im Jahre 1846 die Zeit gekommen, jene Anweisungen für die Universität in Empfang zu nehmen. Bis dahin hatte er als Glied der Familie wenig studentische Freiheit genossen und nur eifrig die Vorlesungen von Boeckh und Lachmann besucht. Jetzt siedelte er nach Bonn über, warm empfohlen an Friedrich Ritschl, mit dem der Vater von Erfurt her befreundet war. Der anregende Bonner Lehrer und große Gelehrte war nebst dem Vater der zweite Pädagoge, dem der wohlerzogene, damals durch die strenge Zucht im Vaterhause noch zurückhaltende und schüchterne junge Student entscheidende Förderung verdankte. Wie dankbar er auch die begeisternden Vorträge Welckers, des „letzten Hellenen," entgegennahm, in dessen Vorlesungen sich Archäologie, Sage, Dichtung und Kunst zu einem poetischen Ganzen verbanden, sein eigentlicher Lehrmeister wurde doch der auf der Höhe seiner Wirksamkeit stehende Ritschl. Bei ihm lernte er noch mehr als bei Lachmann eine durch strenge Grundsätze geregelte Kritik und Exegese und gewann die Sicherheit in Grammatik und Metrik ohne die beide nicht möglich sind. Was den jugendlichen Studenten zur Bewunderung hinriß, war das Feuer, mit dem der Lehrer sich der jeweiligen Aufgabe hingab, und die Unmittelbarkeit des scheinbar unvorbereiteten Vortrags. Die Resultate tief bohrender, genialer Forschung trug er in streng gegliederten Reihen, in siegreichem Fortschritt mit dramatischer Lebendigkeit vor. Er entwickelte methodisch seine immer

selbständigen Urteile den Zuhörern, die, in die Bahn der Untersuchung mit fortgerissen, des mehr und mehr geahnten, endlich fast selbst gefundenen Zieles sich doppelt freuten. Diese Mitthätigkeit der Hörer, nicht das, was sie schwarz auf weiß nach Hause trugen, war nach Ribbecks eigenem Bericht der große Gewinn der Ritschlschen Vorlesungen. Die tägliche Aufgabe aber war die Feststellung der Überlieferung des Textes bis zur ältesten erreichbaren Textesgestalt und die Heilung der falsch überlieferten Stellen durch Konjektur, Aufgaben, die auch im Seminar die Seminaristen zu lösen hatten. Immer war Ritschls Beurteilung seiner Schüler eine scharfe, oft auch schroff in der Form, aber Ribbeck versichert, das habe ihm nicht geschadet. Der eifrig spornende und treibende Lehrer nahm bald an dem begabten und fein gebildeten Berliner Studenten ein besonderes persönliches Interesse und Ribbeck wurde schließlich sein Lieblingsschüler. Berufenere als der Schreiber dieser Zeilen haben doch geurteilt, es sei zu bedauern, daß Ribbeck sich und seine Anlage nicht entschiedener gegen die Gewaltnatur des Lehrers durchzusetzen wußte. Von Haus aus war er auf positive Darstellung, auf poetische und humanistische Auffassung der Antike angelegt und die feinsinnigen Arbeiten, die er hier geleistet hat, lassen bedauern, daß er einen so unverhältnismäßigen Teil seiner Kraft und Arbeit auf Konjekturalkritik und Textverbesserung verwendete, die sich dann doch nur zum Teil gelohnt hat.

Die Art, wie Ritschl und seine Gattin die Erziehung des jungen Mannes in die Hand nahmen, hat Ribbeck in einem humoristischen Gedichte zum fünfundzwanzigjährigen Professorenjubiläum des Lehrers lebendig geschildert.

„Achtzehn Jahre nun sind's, da kam ein grünes
Dummes augenbeglastes Muttersöhnchen
Aus der prächtigen Preußenresidenze,
Ein zur rheinischen Musenstadt gewandert.
Trieb da erst sich auf grüner Weide, Kälber-
Mäßig wissend von gar nichts, 'rum und dachte
Akademiker so einst zu werden.
Ganz allmählich jedoch, mit Laug' und Hobel
Aus dem Gröbsten herausgescheuert — fing er
An zum Seminaristen sich zu mausern.
Nahm amplissimus sich des jungen Sprossen
An in Gnaden und that ihm viel zu Liebe,
That amplissima auch beim Thee das Ihre,
Zog und stutzte das Reislein gärtnermäßig,
Und im Winkel des Gartens wuchs es ziemlich."

Nicht zu ihrem Schaden vertrauten sich die Schüler diesem Lehrer völlig an und in einem Briefe vom Juli 1854 vergleicht Ribbeck den Seminarvater Ritschl dem Nil im braccio nuovo und die Seminaristen den auf jenem herumkriechenden putti und hofft, daß dereinst auch einmal einer frohlockend mit dem Füllhorn in der Hand den höchsten Gipfel auf des Vaters Schulter erklimmen möge. Von Ritschl erhielt er die Anleitung zu seinen Studien und Arbeiten und in seiner zweibändigen Biographie des Lehrers nannte er Ritschl

den größten Arbeitgeber der neueren Philologie. Die Energie, mit der der Meister jede Frage ergriff, stets auf Grund des gesamten Materials arbeitete, niemals Unfertiges hinausgab, wurde auch für den Schüler Grundsatz und oft sprach er es später aus, er wolle ein Thema so bearbeiten, daß kein Anderer mehr etwas zu thun finde, oder gar nicht. Am liebsten hätte er unter Ritschls Augen auch sein philologisches Probejahr absolviert. Aber die Eltern wollten ihn in Berlin haben. Nach drei Semestern, in denen er auch Dahlmann, Löbell, Nitzsch, Urlichs und Schleicher gehört hatte, finden wir ihn wieder in Berlin, wo er nun Lachmanns Vorlesungen mit größerem Nutzen besuchte und der geistvolle G. Curtius ihn weiter förderte.

Am 25. Mai 1849 promovierte er mit der Inauguraldissertation: „in tragicos Romanorum poetas coniectanea," wobei Curtius sein Opponent war. Nun erhielt er die Erlaubnis, nach Bonn zurückzukehren, wo er unter Direktor Schopen sein Praktikantenjahr begann. Aber der Umgang mit den Bonner Schulmonarchen erquickte ihn nicht. „Wenn ich einmal so werde," schreibt er der Mutter, „so näht mich in einen Sack und werft mich in die Spree." Um so mehr förderte ihn der Verkehr mit Ritschl und Jakob Bernays. Mit den Gymnasiasten wurde er fertig, seit er die ganze Klasse einmal unter seiner Aufsicht von vier Uhr an bis halb acht hatte nachsitzen lassen, „so daß sie zuletzt windelweich und kleinmütig wurden."

Die zweite Hälfte seines Probejahres absolvierte er am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, indem er zu Ende des Sommersemesters 1850 in das Elternhaus zurückkehrte. Aber die übergroßen Anstrengungen hatten seine Gesundheit erschüttert; es zeigten sich Spuren eines Herzleidens und ein ständiger Luftröhrenkatarrh ließ einen Aufenthalt im Süden wünschenswert erscheinen. Auch Paul Heyse, drei Jahre jünger als er, und seit 1849 eng mit ihm befreundet, wollte zu Studienzwecken nach Italien. Die Berliner Akademie verwilligte, auf Ritschls Empfehlung, Ribbeck eine Reiseunterstützung, um für eine große, neue Virgilausgabe die Handschriften der italienischen Bibliotheken zu vergleichen. Das Ministerium aber warf für Heyse ein Stipendium von fünfhundert Thalern aus, um provenzalische Inedita ans Licht zu ziehn.

So wurde Ribbeck das Glück zu teil, in der ihm liebsten und anregendsten Gesellschaft ein Jahr in Italien zuzubringen, von Ritschl wohl versehen mit Aufträgen zum Kollationieren und Abschreiben.

Er ging, wie es in dem Gedichte heißt:

„mit Bürst und Schwamm bewaffnet
Epigraphischen Honig einzutragen,
Manuskripte zu stöbern, doch vor allem
Leib und Seel gesund zu machen.“

Heyse schreibt über die Verfassung Ribbecks im Herbste 1852: „Damals hatten seine Freunde wenig Hoffnung, daß er es zu hohen Jahren bringen werde.

Man hatte ihn sogar mit Sorgen die Reise nach Italien antreten sehen, da seine Konstitution, insbesondere seine zarte Brust, bisher die größte Schonung erheischt hatte. Aber in dem anscheinend schwächlichen, überschlanken Körper herrschte ein energischer Geist und eine zähe Widerstandskraft. Ein ähnlicher Gegensatz von Zartheit und Festigkeit erschien auch in seinem geistigen und sittlichen Wesen; eine fast mädchenhafte Reinheit und Jungfräulichkeit der Empfindung ohne eine Spur von moralisierender Prüderie, weil das Gemeine weit hinter ihm lag, und dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, daß er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzustoßen. Wen er aber liebte, den umfaßte und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüts, einer Zartsinnigkeit des Ausdrucks, die unwiderstehlich waren." [1])

Die Reisegemeinschaft löste die Freundschaft der beiden Jünglinge nicht, sondern befestigte sie. „Paul," schreibt Ribbeck den Eltern, „vertritt Vaterstelle an mir, und ich Mutterstelle an ihm, und so stoppeln wir uns ein gemeinschaftliches Elternpaar zusammen, das Gewalt die Fülle, aber keine Autorität besitzt. Dafür trägt aber jeder noch allerhand Reminiscenzen von Hause als Reisenecessaire mit sich herum, denn

1) P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. S. 113f.

wir sind noch nicht sehr in italienische Bestialität eingetaucht." Der Luftwechsel bekam dem Patienten gut und Ribbeck meldet der Mutter: „Von Husten habe ich nur schwache Reminiscenzen, wie alte Regierungsräte vom Griechischen." Auch hütete Heyse den Freund mit löblicher Sorgfalt und als in Rom Weihnachten gemeinsam gefeiert wurde, lag auf Ribbecks Platz ein prächtiger grauer Plaid mit Heyses Vers:

„Dieweil deine liebe Frau Mutter dich
Mir auf die Seele gebunden,
Sei nun mit Wolle mütterlich
Dir Leib und Seele umwunden.
Nun möge, da sich jedermann
Muß nach der Decke strecken,
Sich deine petite santé fortan
Bequem in dieser recken."

Das päpstliche Rom hatte noch immer etwas von jenem Wunderort, der durch Goethe und Corinna als Wahrheit gewordenes Märchen der Romantik in der Phantasie der Besten lebte. Nie hat es Ribbeck verschmerzen können, daß über dieses Italien, das einst ein seltener Geheimbesitz eines kleinen, erwählten Kreises gewesen, Marseille-Ventimiglia und Semmeringbahn, Montcenis- und Gotthardttunnel in vier Strömen einen solchen ungezählten Reisepöbel ausschütteten, und wenn man andächtig im kapitolinischen Museum vor dem sterbenden Fechter stand, plötzlich eine teuere Stimme aus der Heimat die geweihte Stimmung durch die geschmackvolle Bemerkung unterbrechen konnte:

„den sieht man hier in allen Läden.“ Scheinbar in zornigem Ernste konnte er dann verlangen, man solle wenigstens am Gotthardttunnel ein Abiturientenexamen einführen und alle zurückweisen, die nicht zum mindesten über Goethes italienische Reise genauen Bescheid geben könnten. War der Besuch der Museen für ihn höchster Genuß, so nicht minder die Arbeit in der päpstlichen Bibliothek. Heyse, dessen Auftrag, Handschriften abzuschreiben, gegen die regolamenti verstieß, und dem deshalb der Zulaß bald wieder entzogen wurde, berichtet über die gemeinsame Thätigkeit in dem hohen Arbeitssaal der Vaticana: „Freund Otto saß nahe bei mir über einer großen Virgilhandschrift, ein paar andere deutsche Gelehrte hatten uns bewillkommt, es war eine behaglich feierliche Stimmung in dem stillen Gemach, über das der wortkarge, aber höfliche Custode Monsignore Martinucci die Aufsicht führte.“ Ribbeck fand reiches Material und konnte darüber seinem Bonner Gönner die erfreulichsten Mitteilungen machen. Auch dem Vater meldet er: „Mein schöner Eifer für die Wissenschaft wird hier köstlich belohnt. Die Monsignori machen sich ein Vergnügen daraus, mir ihre Bibliotheken, Autographensammlungen, Postilla berühmter Männer zu zeigen und mir Pforten zu öffnen, die der vilis plebecula verschlossen sind. Sie müssen sich hier immer mühsam überzeugen, daß man keiner von den Ihrigen, das heißt kein ladro und birbone ist, ehe sie einen als un bravo giovane honett und einigermaßen liberal behandeln. So weit hätte

ich es nun jetzt gebracht; ich wünschte, es könnte einer diesen guten Leumund erben."

Den „kapitolinischen Großmächten" des Instituts zu nahe zu kommen, war Heyse von Jakob Burckhardt gewarnt worden, doch fanden die Freunde die Herrn Henzen, Brunn und Braun alle gleich entgegenkommend und als ein großes Glück betrachteten sie es, ihren alten Lehrer Welcker hier vorzufinden, der mit jugendlicher Rüstigkeit nun ihre Ausflüge, und nicht minder ihre Feste mitmachte. In Ribbecks Wohnung nahm er eine Abschiedsfeier an, und bei gutem Orvieto, einem Gallinaccio und römischem Salat blieb der geistsprühende Alte bis nach Mitternacht bei den jungen Leuten sitzen. Über viele der jungen Archäologen, wie sie in Rom alle Sammlungen unsicher machen, die alle Weisheit mit Löffeln gegessen haben, verfehlten schon damals die beiden Freunde nicht sich lustig zu machen und sie beschlossen „dem archäologischen Dünkel, der in Rom grassierte," einen Dämpfer aufzusetzen. „Wir verabredeten," schreibt Heyse, „daß ich ein Gedicht in elegischem Versmaß schreiben und Muhr (der Maler), ohne den Inhalt zu kennen, Zeichnungen nach Art antiker Vasenbilder entwerfen sollte Ribbeck hatte dann die Aufgabe, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben, in der er nachwies, daß jene Vasenbilder sich unzweifelhaft nur auf diese Dichtung beziehen könnten." Die Arbeit kam aber nicht über die Einleitung hinaus, da Ribbeck fand, daß er Nötigeres zu thun habe. Auf den römischen Aufent-

halt folgte ein nicht minder genußreicher in Sorrent; doch war Ribbeck der Erste, der in Rom seine Arbeit wieder aufnahm. Im Juni 1853 war das Pensum erledigt und die Zeit für den römischen Aufenthalt abgelaufen. An einem regnerischen Morgen nahmen die Freunde trüb gestimmt von der ewigen Stadt Abschied. In Florenz brachte die Laurenziana Ribbeck vielfach um den Genuß der Kunstwerke, da ihre offiziellen Stunden sich mit denen der Museen deckten. Auch in Verona war es der Virgilpalimpsest, der ihn bei stechender Julihitze festhielt, sowie das Kopieren der vorhandenen Inschriften.

„Ribbeck," schreibt Heyse, „lag es neben seinen Virgil-Kollationen ob, sich um die Inschriften verdient zu machen, da er die wichtigsten, noch unedierten, von denen ihm eine Liste mitgegeben worden war, mit angefeuchteten, großen Blättern eines starken Löschpapiers abzuklatschen und, sobald sie getrocknet waren, abzulösen hatte. Von solchen genau abgedrückten authentischen Klätschen, wie wir sie nannten, führten wir eine ansehnliche Zahl in einem Blechtubus unter unserem Gepäck mit uns, zum argwöhnischen Erstaunen der Doganieri an jeder Grenze. Eine frühere Kollektion war schon von Rom aus heimgeschickt worden." Ein antikmodernes Vergnügen war es dagegen, in der Arena am Abende Komödie spielen zu sehen, einmal Alfieris „Oreste," wobei sich die Freunde an der Andacht des Publikums mehr als den Leistungen der Schauspieler erbauten.

In Venedig war die Ausbeute für Virgil gering, so daß die Reisegefährten, zu denen sich inzwischen auch Levin Goldschmidt, der spätere Handelsrechtslehrer gesellt hatte, ganz dem Genuß der märchenhaften Lagunenstadt nachgehen konnten. Bei Ribbecks Beschreibung im Brief an die Eltern: „Das schmale Gäßchen vor unserem Fenster, das auf das Wasser ausläuft, ist totenstill," erinnert man sich sofort an die Szenerie in Heyses „Andrea Delfin" und Heyse bekennt sich dazu, dieselbe dorther geholt zu haben. Ribbeck aber war es später ein großer Genuß, die Spuren des gemeinsam Gesehenen und Erlebten durch die Dichtungen des Freundes zu verfolgen und namentlich dem Original der Witwe von Pisa hat er ein treues Andenken bewahrt. Am 26. August war dann auch der venetianische Aufenthalt zu Ende und neugekräftigt und mit den schönsten Eindrücken für das ganze Leben reichlich ausgestattet, traf Ribbeck im Herbst 1853 im Vaterhause wieder ein.

Zunächst blieb er in Berlin, indem er im Boeckhschen Seminar für gelehrte Schulen sich seiner Ausbildung für den Gymnasialdienst widmete und fleißig der Bearbeitung seines in Italien gesammelten Materials oblag.

Im Hause von Fräulein Saling hatte Ribbeck 1851 Fräulein Emma Baeyer kennen lernen, seine spätere Gattin. Als Paul Heyse 1852, unmittelbar nach seiner Verlobung mit der Tochter des Kunsthistorikers Kugler, seinen Freund im Hause der Braut

einführte, traf er dort deren Cousine Emma Baeyer wieder. Um den Theetisch von Frau Klara Kugler versammelte sich ein Kreis junger Poeten und Gelehrten, den Fontane in der „deutschen Rundschau" anmutig geschildert hat.[1]) Noch immer übte die geistvolle Gattin des würdigen Vaters der Kunstgeschichte und Tochter von E. Hitzig durch ihre ernste Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen sanften Zauber, wie ihn E. Geibel in der Widmung seiner Gedichte beschreibt:

„Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmut lächelnd hin." [2])

Ihre nicht minder schöne Schwester war dem Gatten früh entrissen worden und Kuglers lebten mit dem verwitweten Schwager, dem General Baeyer, in dem väterlichen Hitzigschen Hause zusammen.

Als der Frühling kam, verlobte sich Ribbeck mit Emma, der zweiten Tochter des Generals. Dieser, der den Verlobten kaum kannte, fragte die Tochter: „aber hat er denn etwas gelernt?" was diese mit heiligem Ernste bejahte. In einem an Pflichten reichen Leben früh gereift, hatte die Braut bis dahin ihre jüngeren Geschwister geleitet und dabei die erzieherische Gabe bewährt, die sie ihr Leben lang an ihrer Um-

1) Vergl. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVII, S. 106 ff.: „Der Tunnel über der Spree" von Theodor Fontane.

2) Vgl. P. Heyse, Jugenderinnerungen S. 78.

gebung bethätigt hat, bei der sie überall die gleiche Verehrung genoß. Wiederum trat nun Ritschl ins Mittel, um dem jungen Paare die Gründung eines Hausstandes zu ermöglichen, indem er seinen Schüler für eine Gymnasialstelle in Elberfeld empfahl.

Wer bereitete dann dem Heimgekehrten
Und dem Weibchen, das sich dazu gefunden,
Am ehrwürdigen Wupperstrand das Nestlein?

heißt es in jenem Jubiläumscarmen.

So sah sich der mit großen Plänen Heimgekehrte wieder in die Schulstube versetzt. Der Unterricht in der Prima gab dem jungen eifrigen Philologen auch volle Befriedigung. Leicht nahm er sein Amt nicht, wie wir aus einem späteren Briefe aus Kiel erfahren, indem er dem Bruder Woldemar, der auch Gymnasiallehrer geworden war, schreibt: „Vorige Woche besuchte mich einer meiner Elberfelder Primaner, jetzt Rektor an der Realschule zu Sonderburg, der mir mit großem Behagen die Blutbäder ins Gedächtnis zurückrief, die ich zu seiner Zeit über ihre Hefte ausgegossen habe. „Von lateinischem Stil hat der Verfasser keinen Begriff." „Erubescendis vitiis scatet oratio tua." Schließlich habe er es doch mir zu verdanken, daß er beim theologischen Examen für seinen lateinischen Stil die Note „gut" erhalten habe. „Dergleichen Bekenntnisse dankbarer Seelen entschädigen für viele Stunden stiller Wut und Empörung."

Seine gelehrte Schriftstellerei hatte Ribbeck in

Berlin und Elberfeld mit der Bearbeitung der Reste lateinischer Dramatiker eröffnet. Die „Scaenicae Romanorum poesis fragmenta“ erschienen 1852 bis 1855, in bereicherter Gestalt nochmals 1871 bis 1873 und in dritter Auflage 1897 bis 1898. Er hatte die zerstreuten Bruchstücke erst zu sammeln und vielfach den handschriftlichen Apparat erst zu beschaffen, aber er that es mit eisernem Fleiße. Die traurige Verfassung, in der sich die Fragmente befinden, lassen manche ganz unverständlich erscheinen, aber der junge Gelehrte ging tapfer daran, aus der Situation, aus dem Charakter der Rolle, aus der Kenntnis des dichterischen Sprachgebrauchs das Fehlende zu ergänzen. Daß er nicht alle Fachgenossen überzeugte, lag in der Natur der Aufgabe, aber ein Beweis seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns war diese erste Arbeit, die Ritschl vollkommen würdigte und der Ribbeck seine erste Berufung verdankte. Nach einer solchen schaute er bald sehnsüchtig aus. Schon 1851 schrieb er an den Lehrer und Meister in Bonn, das Gymnasium sei für ihn ein Grab und nicht einmal ein rosenbedecktes und auch in Elberfeld regte sich bald wieder die Sehnsucht nach einer freieren akademischen Wirksamkeit. In ein persönlich angenehmes Verhältnis kam der junge Lehrer zu dem in der deutschen Litteratur wohl bewanderten, burschenschaftlich und pietistisch angehauchten Direktor Philipp Wackernagel und der in liberalen Traditionen lebenden reichen und liebenswürdigen Familie des Fabrikanten

Simons. Mit dieser dauerten Ribbecks Beziehungen bis zu seinem Lebensende in gleich herzlicher Weise fort. Übrigens beschränkte sich die Geselligkeit in der Wupperstadt auf Herrengesellschaften und Damenthees, die die jungen Eheleute am liebsten absagten. Im November 1855 griff die starke Hand, die bisher über seinem Leben gewaltet hatte, aufs neue wohlthätig ein. Ritschl fragte an, ob Ribbeck eine Stelle an der Universität Bern und den Oberklassen des dortigen Gymnasiums annehmen würde und so erfüllte sich ihm ein lang gehegter Wunsch. „Ich fühle es bestimmt," schrieb er dem väterlichen Gönner, „daß ich in der Philologie mehr und Eigentümlicheres leisten werde als in der Schulzucht und daß, was ich kann und können werde, nach dieser Seite hin steuert." So brach schon an Pfingsten 1856 das junge Paar nach der neuen freien Heimat auf.

Die ersten Eindrücke waren die erfreulichsten. Der junge Norddeutsche berauschte sich förmlich an der Schönheit der Berner Natur. Es ist nicht zufällig, daß von Theokrit bis Hebel alle besten Idyllendichter Städter gewesen sind. Der Städter hat einen lebendigeren Natursinn als der Landmann, der das Gewohnte wenig mehr beachtet. So entzückte sich der aus der preußischen Hauptstadt gekommene Geschichtschreiber der bukolischen Dichtung an der großartigen Schönheit der Alpenwelt und es war einer seiner liebenswürdigsten Züge, wie bei seinem reichen innern Leben und den Kopf stets voll von philologischen

und historischen Problemen er doch empfänglich geblieben war für jeden Faltenwurf der Erscheinung und kein spielendes Licht, kein zerfließender Schatten seinem Auge entging. Sein schöner Essay über Theokrit stammt zwar erst aus der Heidelberger Zeit, aber die dort verwerteten Eindrücke aus der Alpenwelt, aus dem Leben des Rinderhirten und Gaisbuben, der Geruch von Erika und Thymian, der den Vortrag durchzieht, weist überall auf die Berner Zeit zurück. Auch die Luft der Freiheit zu atmen, war ihm nach der Enge des Wupperthals in der Zeit der dumpfesten preußischen Reaktion eine Wonne. „Ich werde," schreibt er dem Vater am 7. März 1858, „immer mehr des Segens der Selbstregierung, den wir hier genießen, bewußt; an ein deutsches Gymnasium möchte ich um keinen Preis zurück, nachdem ich hier die edle Freiheit in Worten und Thaten so unumschränkt genossen habe." Auch in den Briefen an Ritschl wird er nicht müde, sein gnädiges Geschick, das ihn „aus dem Elberfelder Verließ hinweggehoben hat, aus vollem demütigen Herzen zu preisen." Das Fell der jungen Berner Mutzen, die er abrichten sollte, fand er freilich etwas dicker, als die Haut seiner Primaner in Elberfeld. Dennoch wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, sich „durch die etwas dicke, zähe Kruste des Herzens mit der Zeit hindurchzunagen; die äußersten Spitzen gucken schon wie hoffnungsvolle Spargelköpfe heraus." Die Kehrseite der Freiheit erfuhr er freilich, als seine freien schweizerischen Jüng-

linge „eine verwarnende Plenarvorstellung“ an ihn ergehen ließen, er solle sie standesgemäßer behandeln. Auch hielten sie sich bei Ausbruch der Nauenburger Fehde ihrer Schulpflichten im Dienste des Vaterlands für ziemlich entbunden.

An der Universität war seine Thätigkeit noch eine begrenzte, doch erwarb er sich das Verdienst, zuerst ein philologisches Seminar einzurichten, das dann von seinem Nachfolger Usener weiter geführt wurde und noch besteht. Daß er in den textkritischen Arbeiten, die zuerst seinen gelehrten Ruf begründet hatten, nicht aufging, bewies sein Programm im Jahre 1860: „Euripides und seine Zeit,“ das bereits den umfassenden litterarhistorischen Standpunkt seiner späteren Arbeiten einnimmt, und nach Weise von Johann Gustav Droysens schönen Didaskalien die Beziehungen der einzelnen euripideischen Stücke zu der jeweiligen politischen Lage Athens geistvoll nachweist. Eine ebenso verdienstliche Gründung Ribbecks wie die des philologischen Seminars in Bern war die des „neuen Schweizer Museums,“ das er mit Vischer, Hunziker, Gehring und Köchly gemeinsam herausgab und das für die humanistischen Studien in der Schweiz einen litterärischen Zusammenhang schaffen sollte. Eröffnet wurde die Zeitschrift mit der Studie Ribbecks über „M. Porcius Cato Censorius als Schriftsteller.“ Ein Bauernphilosoph gleich Carlyle oder Tolstoi, ist der ältere Cato ein erbitterter Gegner der Hellenen, ohne deren Vorbilder er es doch nie zum wirksamen Schrift-

steller gebracht hätte. Seine rauhe Größe glänzt mehr durch Grobheit als durch Anmut. Die Gegner nennen seine ungeschorenen Haare rot und seine Augen grün; er wird uralt, da selbst Proserpina das Ungeheuer nicht im Hades haben will. Nicht weniger als vierundvierzig Prozesse haben die von ihm geplagten Patricier dem Censor allmählich angehängt, die er aber mit seinem keulenmäßigen Witze alle niederschlug, während er fortfuhr, „die Staatsdiebe in Gold und Purpur“ mit seinen Anklagen zu verfolgen. Dabei war er dem Volke nicht milder als dem Adel. Eine Rede gegen die Kornausteilungen beginnt er mit den Worten: „Gegen die Kornausteilungen zu euch zu reden ist schwer, da der Bauch keine Ohren hat.“ In seiner Geschichte der Kriege gegen Karthago nennt er nur einen Kämpfer mit Namen, den Elefanten Surus, einen einzelnen Soldaten herauszuheben, scheint ihm nicht republikanisch. Dennoch sagt er es den Quiriten ins Angesicht, daß das Volk Cato mehr verdanke, als Cato dem Volke; eine Statue will er aber nicht haben, denn es sei besser, sie fragten, warum er keine habe, als warum er eine habe? In Sitten und Vorurteilen ein Bauer, versichert er seinen Sohn allen Ernstes, die Griechen sendeten die vielen Ärzte dazu nach Italien, um die Römer zu vergiften, und das hohe Honorar forderten diese nur, um ihren eigentlichen Zweck besser zu verbergen. Griechischer Sophistenunterricht sei gleichfalls Trug. „Die Sache halte fest, die Worte werden

folgen.“ Die Schule des Isokrates aber läßt ihre Schüler grau werden, als ob sie erst bei Minos im Hades zu plaidieren hätten. Ribbecks Bild dieses altrömischen Originals ist prächtig herausgekommen und bei der Art, wie er den alten Polterer stets selbst reden läßt, scheiden wir mit dem Eindruck, ihn persönlich zu kennen, nicht bloß sein geschickt gezeichnetes Bild. Man ist ordentlich froh, ihn los zu sein, so überwältigend wirken in Ribbecks Darstellung seine Grobheiten.

An persönlichen Beziehungen blieb Ribbecks Berner Verkehr, verglichen mit der späteren geselligen Bedeutung seines Hauses, arm. Der Schwager Ritschls, der Nationalökonom Hildebrand, hatte sich sofort aufs wärmste seiner angenommen. Zur Familie Vogt, dem Mediziner Vogt, Ribbecks Hausarzt, und dessen juristischen Brüdern, sowie dem Vater des Hauses, dem Kliniker, kam das junge Paar in freundlichen Verkehr. Eine reizende Bereicherung seines häuslichen Lebens war die jüngere Schwester seiner Frau, die bildschöne Jeanette Baeyer, deren Lob als des „reizendsten Backfischs Berlins“ Fontane in der „deutschen Rundschau“ seiner Zeit verkündet hat, und die auch in Bern ihr Schicksal, Männerherzen zu brechen, verfolgte. Sie blieb unverheiratet und das Leben ist ihr nicht immer leicht gewesen. „Sie hätten sie in ihren guten Tagen kennen sollen!“ schrieb mir Ribbeck nach ihrem Tode. „Ein Geschöpf, wie für Sonne und Glanz bestimmt, beflügelt und begeistert,

für helle Freude und für Ernst gleich gestimmt, ein warmes Herz, dem sich andere Herzen wie durch Zauber öffneten." Außerhalb des eigenen Hauses fand das junge Paar wenig Anregung und Ribbeck bespricht die über sie hereingebrochene gesellschaftliche Hungersnot mit jener feinen Ironie, die das romantische Berlin für die dem Weisen am besten anstehende Stimmung erklärte, weil sie allein uns lehrt, „des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen." „Bern," schreibt er, „ist eine ehrbare, gottesfürchtige Stadt, die höchstens einmal zu Ehre des Vaterlands, wie neulich für den Preußensieg sich ein kleines Vergnügen erlaubt." „Unsere geselligen Freuden sind äußerst mäßig." . . . „Der Schweizer Humor ist auf hohen Bergen gewachsen, so klapperfrostig als wenn man auf dem Rigi die Sonne aufgehen sieht, ein eisenbeschlagener Alpenschuh, ein Kuhfladen im Gletscherschnee." „Unsere Erlebnisse sind eigentlich die Bücher, die ich Emma vorlese." „Ein Berner oder Verbernerter läßt sich weder irgend wem vorstellen, noch spricht er mit einem, der nicht in der Wiege neben ihm gelegen hat. Zu Tisch führen sie ihre eigenen Frauen: bleibt ein Stuhl auf der andern Seite leer, so rücken sie nicht etwa zusammen, sondern halten fest, was sie haben und kümmern sich um die übrige Welt gar nicht. Sie sind nur Männerkneipereien oder solenne Abfütterungen gewöhnt und genieren sich nicht gern." „Der bedeutendste Ohrenarzt der Schweiz lud uns drei seiner Patienten (und außerdem nie-

manden) ein, die so stocktaub waren, daß wir am andern Tag sämtlich Leibschmerzen vom Schreien und verhaltener Verwunderung über diese Manier von Gastfreundschaft hatten." „Ich brauchte in der That mehr Resignation als ich besitze, um es in diesem doch eigentlich nur halbzivilisierten Ländchen auf die Länge auszuhalten. Ich möchte wohl sehen, was Ihr für Augen zu dem hiesigen Volk und Leben machen würdet, wenn Ihr es eine Weile aus der Nähe betrachtetet."

Seinen Arbeiten kam allerdings dieser Mangel an Verkehr zu gut und in Bern begann er 1859 seine kritische Ausgabe Virgils mit den Bucolica und Georgica, denen dann in Basel 1862 die Aeneis in zwei Bänden folgte. An Handschriften fehlte es nicht, aber Ribbeck ließ sich die Arbeit nicht verdrießen, auch die schon benutzten nochmals zu kollationieren, um über ihren Wert selbständig ins Klare zu kommen. Die Citate bei andern Schriftstellern, deren Zahl Legion ist, waren zu sammeln und zu verwerten. Auch die Nachahmer waren darauf anzusehen, welcher Text ihnen vorgelegen hatte. So suchte er die Geschichte des Textes festzustellen und bis zur frühsten urkundlich vorliegenden Gestalt hinauf zu verfolgen. Seine Versuche, die Schäden der Überlieferung zu heilen, waren oft kühn und einschneidend, aber Lachmann, Haupt und Ritschl waren in ähnlicher Weise vorgegangen und erst später regte sich eine schärfere Opposition gegen diese souveräne Methode, mit der

Ribbeck, im Vertrauen auf Exegese, Kritik, Metrik und eigene Divination, sich den Text zurechtstellte. Es gibt auch für die gelehrte Arbeit tapfere und feige Zeitalter und die Epoche, in der die Tübinger Schule so stolz und selbstherrlich ihre Kritik der altchristlichen Literatur nach innern Merkmalen übte, war auch für die Philologie das heroische Zeitalter. Erst allmählich brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die Schäden der Texte in so frühe Zeiten zurückreichen, daß zur Vergleichung und damit zur sichern Richtigstellung das Material fehlt. Dann aber braucht nicht alles, was uns als Schönheitsfehler erscheint, darum späterer Zusatz oder Verschlechtbesserung zu sein, da wir nicht wissen können, ob der Verfasser selbst sich stets auf gleicher Höhe gehalten hat und das Horazische: „auch der gute Homer macht zuweilen ein Schläfchen" nicht bei Virgil, Juvenal und Horaz gleichfalls anwendbar ist. Weil etwas unschön ist, braucht es darum noch nicht unecht zu sein.[1])

Die Lichtpunkte in geselliger Beziehung waren in dieser durch Gymnasium, Universität und Schriftstellerei fast übermäßig arbeitsreichen Zeit die jeweiligen Zusammenkünfte der Schweizer Universitätsprofessoren in Olten, die auch für Ribbecks Zukunft wichtig wurden; denn bei dieser Gelegenheit kam er in näheren Verkehr mit den Basler Professoren Gerlach, Roth, Merian, Wölfflin und dem Züricher

---

1) Vgl. Wachsmuth a. a. O.

Flüchtling Köchly, der ihn später nach Heidelberg zog, wie ihn schon 1861 die Basler für ihr Gymnasium und ihre Hochschule gewannen.

Was ihm den Abschied von Bern trotz seiner Freude an der Berner Natur und goldenen Freiheit erleichterte, war ein Erlebnis, bei dem er die Schattenseiten der Demokratie recht empfindlich kennen lernte. Hildebrand, Ritschls Schwager, wurde als Vorstand des Verwaltungsrats für die Schwierigkeiten verantwortlich gemacht, in die die Ostbahn geraten war. Als eine Krisis eintrat, stürmte alles auf ihn ein, er verlor die Besonnenheit und unfähig, die täglichen Aufregungen und schlaflosen Nächte länger zu ertragen, ging er in die Berge, ohne sein Reiseziel anzugeben, um so vor Briefen und Telegrammen sicher zu sein. Alsbald entstand das Gerede, er sei entflohen, und die Regierung schickte einen Steckbrief hinter ihm her. Als er nun zurückkehrte, nahm ihn sofort bei seiner Ankunft der Landjäger in Empfang und führte ihn dem Richter vor. Die Rechtfertigung des Verdächtigten blieb nicht aus, aber die Presse fuhr fort gegen die Deutschen zu hetzen. Als nun gleichzeitig das bekannte Unglück mit dem in den Bärenzwinger geratenen Engländer, um den weder der Wärter noch die benachbarte Polizeistation sich rechtzeitig kümmerten, die grenzenlose Sorglosigkeit der Verwaltung ans Licht stellte, ward Ribbecks Stimmung gegen das zuerst so gepriesene Bern eine sehr gereizte. Er schreibt, die Trennung von dieser „Pest-

luft“ sei ihm erwünscht. „Das ganze Bern sieht mich an wie eine Höhle von Bestien.“

Zu Ostern 1861 siedelte er denn auch nach Basel über, wo mildere Lüfte ihn empfingen. War Basel auch nicht mehr die Stadt, wo die Konzilien gehalten wurden, so stand es doch mit den deutschen Universitäten in regerem Verkehr als das in seinen Bergen abgeschlossene Bern. Mit den benachbarten Philologen Bücheler in Freiburg, Köchly in Zürich und Usener in Bern entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr Bei der Universität selbst schloß Ribbeck sich eng an Jakob Burckhardt, den Freund des Kuglerschen Hauses an, der mit ihm seine Pläne einer griechischen Kulturgeschichte gern beriet. Am Gymnasium hatte er eine wohl vorbereitete Prima, die ihm viele Freude machte, dazu weniger Lehrstunden, was den Vorlesungen und Studien zu gut kam.

Anwachsen freilich konnte er in Basel nicht, denn schon im Sommersemester 1862 kommen zwei Berufungen, eine nach Marburg, eine nach Kiel. Wäre nicht an sich schon die Rückkehr ins Vaterland maßgebend gewesen, so hätte die Aussicht auf eine reine Universitätsstelle ohne Schulstunden den Ausschlag gegeben. Doch zog Ribbeck den dänischen Landesvater „dem guten König Alkinous in Kassel“ noch immer vor. In Kiel sollte er nun zehn Jahre vor Anker liegen und von 1862—1872 die bewegte Zeit durchleben, die sich aus der Schleswig-Holsteinschen Schicksalsfrage entwickelte. Er selbst hat alle Stadien

derselben handelnd und leidend mit durchlebt und die „Reden und Vorträge“ zeigen, mit welchem innern Anteil er die politische Entwickelung verfolgte. Mit den andern Professoren lehnte er die Anerkennung des neuen Dänenkönigs ab, auf die Gefahr hin „von neuem auf den Markt gesetzt zu werden.“ Anfänglich war er, wie die Kollegen, gut augustenburgisch, trat aber nach der gefallenen Entscheidung auf die preußische Seite, obwohl er dadurch manchen partikularistischen Freund für immer verlor. Sein näherer Kreis waren Weinhold, Gutschmid, Junghans und Fräulein Hegewisch, die Tochter des bekannten Patrioten und Mediziners. Aber es dauerte lang, ehe sich die Verhältnisse wieder ruhig ordneten. „Die gesellschaftliche Physiognomie,“ schreibt Ribbeck im Februar 1866, „hat sich hier sehr verändert. Wer mit an der politischen Stange hält, gerät in einen Wirbel, so daß er Tag für Tag dinieren, soupieren, tanzen oder Komödie spielen muß.“ wer dagegen aus dem politischen Treiben ausschied, verfiel der Isolierung. In den Julitagen heißt es dann: „Die Geselligkeit hat natürlich ganz aufgehört, und wenn auch, was sehr zu wünschen, eine definitive Ordnung unseres Verhältnisses zu Preußen bald erfolgen sollte, so wird diese beklagenswerte Spaltung in sozialer Beziehung sich noch lange geltend machen. Was wir an guten Freunden unter den Augustenburgern einbüßen, ersetzen uns unsere Preußenfreunde nicht, von denen uns nur wenige persönlich zusagen.“ Dann kam

Treitschke und wie ein Meteor erleuchtete der Liebling der Götter in seiner kurzen glänzenden Lehrthätigkeit die trüben Tage. Er sammelte die Unitarier, gab den Verzagten und Verstimmten Freudigkeit und Hoffnung auf die Zukunft wieder und sah um seinen Lehrstuhl Studenten, Offiziere und Bürger dicht geschart. „Die Zuhörer," schreibt Ribbeck, „standen neulich, als ich hospitierte, bis weit auf den Flur hinaus. Der Oberpräsident, der General von Rosenberg, die ganze Regierung, viele Professoren u. s. w. waren da." Mit Ribbeck verband ihn eine achtungsvolle Freundschaft, die sich in Heidelberg fortsetzte. Zum gleichen Kreise gehörten Dove, Lipsius, Klaus Groth, allein die alte Unbefangenheit im gesellschaftlichen Verkehr zwischen „den Blauen" und den alten Kielern wollte nicht wiederkehren, so daß selbst die großen Tage von 1870 nicht mit einmütiger Freude begangen werden konnten. Von persönlicher Bedeutung waren diese politischen Zerwürfnisse für Ribbeck auch deshalb, weil er nach Kiel nicht nur als Philologe, sondern auch als Professor Eloquentiae berufen war, und nun an den offiziellen Tagen der Korporation die Festreden zu halten hatte. Feinsinnig verstand er seine der alten Welt entnommenen Themata in Beziehung zu setzen mit der Gegenwart und so entstanden die geistvollen „Reden und Vorträge," [1]) deren jede ein Stadium der politischen Entwickelung des

---

1) Leipzig bei Teubner 1899.

Redners bezeichnet und in denen die eigenartige Persönlichkeit des Verfassers naturgemäß mehr hervortritt als in den gelehrten Arbeiten. Es gehörte aber sein sicherer Takt und seine echte Vornehmheit dazu, in dieser schwierigen Lage stets das Wort zu finden, das seiner Überzeugung gerecht ward, ohne die Andersgesinnten unbillig zu verletzen. Als er am 6. Juli 1864 die Rede über die „Hybris" hielt, war er, wie wir alle damals, gut augustenburgisch und in ein Hoch auf den angestammten Herzog läuft sie aus. Worauf das Thema von Hybris und Nemesis zielte, konnte am Tage, da der Dänentrotz gebrochen war, niemanden zweifelhaft sein; aber außerordentlich fein hat der geistvolle Redner mit dem Ausdruck der politischen Stimmung, die der Tag gebieterisch verlangte, die Erörterung eines Begriffs verbunden, der für das Verständnis der antiken Ethik hochwichtig ist. Man kann bei jedem Satze an die Dänen denken und wird doch zugleich über Hellas belehrt. Das goldene Zeitalter hat nach Hesiod die Hybris nicht gekannt, aber im ehernen Zeitalter erhebt sich ein Geschlecht, das weder Schranken des Rechts noch der Scham kennt. Typhon, die Kentauren, Lapithen und Cyklopen, die sich viel stärker als die seligen Götter dünken, mußten erst durch die Pfeile des Apollo und die Blitze des Zeus unter die Gesetze gebeugt oder ausgerottet werden. Von da an herrschen Dike, das Recht und Aidos, die heilige Scheu, doch immer regt sich von Zeit zu Zeit wieder die Hybris der Tyrannen, der Kraftmenschen

und Überstarken. So spricht bei Hesiod der Habicht zur Lerche, die er mit seinen Krallen zerfleischt: „Seltsame, was schreist du? Es hält dich jetzt der viel Stärkere und wenn ich Lust habe, werde ich dich mir zum Schmause bereiten oder loslassen." Die Odyssee bietet ein Beispiel der Hybris in den Freiern, die so lang auf Telemachs Kosten prassen wollen, bis Penelope sich entschließen wird, einen von ihnen zu heiraten. Theognis von Megara schildert die Hybris als die Krankheit, die die Götter einem Staatswesen schicken, das sie vernichten wollen. Herodot zeigt ihr Wesen an dem Regimente des Kambyses, Xenophon an Alkibiades. So wird der Begriff verfolgt bis zu den Tragikern und wir bewundern in gleicher Weise die Gelehrsamkeit, die die gesamte hellenische Litteratur mühelos überschaut, wie den antiken Faltenwurf der akademischen Rede und die Feinheit, mit der der Redner das ganze Material unter den gegebenen Gesichtspunkt zu ordnen weiß. In der folgenden Rede vom 22. März 1867 hat der Professor Eloquentiae nicht mehr dem Herzog von Augustenburg, sondern dem neuen Landesherrn, König Wilhelm, pflichtmäßig den Zoll der akademischen Huldigung darzubringen und er löst diese heikle Aufgabe, indem er in einer Parallele „Griechenland und Deutschland" mit großem Freimut die seitherigen Gedankengänge der Kollegen bekennt. „Aber Männern geziemt es allewege, Überlebtes hinter sich zu lassen und auf der neu geöffneten Bahn dem größeren Ziele getrost entgegenzugehn."

der Rede, daß die Kleinstaaterei der Kultur förderlich sei, widerspricht er, indem er in einer geistvollen Skizze zeigt, wie die griechische Kultur, mit der man die deutsche so gern vergleicht, gerade am Partikularismus zu Grunde ging. Das Verhältnis von Sparta zu Athen entspricht auf ein Haar dem von Österreich zu Preußen und wir erfahren, wie Sparta ganz mit denselben schlechten Künsten gearbeitet hat wie die Wiener Hofburg: „Schlau benützten die Spartaner die Stammesantipathie der Dorier gegen die ionische Art, die Parteileidenschaft der Aristokraten gegen die Demokraten, den instinktiven Widerwillen geistiger Beschränktheit gegen überlegene Naturen, den autonomen Freiheitsschwindel mancher selbstgenügsamen Gemeinde, die nun auf einmal die engherzige, despotische, aller freisinnigen Entwicklung geradezu feindselige Politik Spartas vergessen hatte.“ Unter allen seinen Reden war diese, eben weil es galt Farbe zu bekennen, die am meisten kriegerische und ohne Zweifel für viele Schleswig-Holsteiner von 1867 auch eine harte Rede, die niemand hören mochte. Die Moral aber spricht Ribbeck in einem gleichzeitigen Briefe aus: „Wir haben mit der Nachahmung der Hellenen wenig Glück gehabt, wir wollen es einmal mit der Nachahmung der Römer versuchen!“ Bei dem nächsten dies academicus benutzt er in ähnlicher Weise die Vergleichung zwischen der königlichen Geburtstagsfeier und dem römischen Kaiserkultus, um das religionsgeschichtlich interessante Thema „Dämon und Genius“

zu besprechen, und am 22. März 1869 ist es die Entstehung des Begriffes der „Majestät“ bei den Römern, die er durch ihre Stadien verfolgt. Im Januar 1871, als unsere Jugend drüben in Frankreich lag, hielt er den schönen Vortrag über die „Poesie des Krieges im Epos der Griechen,“ in dem er die ganze Bilderwelt der Ilias vor den Zurückgebliebenen aufrollte, um zu zeigen, daß schon im Altertum der Krieg nicht bloß Barbarei war, sondern eine Schule der Kraft, in der, was schwach ist, versinkt, alles Gute und Große der Menschennatur aber sich um so herrlicher bethätigt. Die gehobene Stimmung des Jahres 1871 atmet die offizielle Rede in der Aula: „von der Gesundheit des Staats,“ in der er in Cäsars Galliern die Franzosen Mac Mahons und in den Germanen des Tacitus den Landwehrmann Scharnhorsts und Moltkes wiedererkennt, während er auf „die dümmste Erfindung des Jahrhunderts,“ den Parlamentarismus, das Wort Platos anwendet, „wenn ein Zimmermann die Arbeit eines Schusters unternimmt oder ein Schuster die Arbeit des Zimmermanns oder auch einer beides, so möchte dem Staat noch kein großer Schaden geschehen. Aber wenn ein Handwerker oder ein anderer, der von Natur zur Erwerbthätigkeit berufen ist, das Amt des Staatsrats durch die Menge übertragen erhält, dann wirst du zugeben, daß dieser Umtausch ein Verderben für den Staat ist.“ Auch die auf die Prinzipien des Kuhhandels aufgebaute Parteiwirtschaft (der Athener natürlich) erfährt eine

ähnlich satirische Beleuchtung. Wie sehr ihn in jenen Jahren das politische Treiben innerlich beschäftigte, zeigt auch die letzte Kieler Rede vom Jahre 1872, in der er in den „politischen Anweisungen" Plutarchs alle Spielarten des Politikers, den Patrioten und den Streber, den Fraktionstyrannen und den Flaumacher oder professionsmäßigen Vermittler, den Schönredner und den Dauerredner, den Einpeitscher und den zu Gegenanträgen Abkommandierten, der sich schließlich überzeugen läßt, den Staatsmann wider Willen und den Geschäftsparlamentarier, nachzuweisen versteht, die sich in der minder dichten Bekleidung der antiken Agora noch viel typischer ausnehmen als im Gesellschaftsanzug unserer Parlamente. Ein feiner Hauch von Ironie und satirischer Anzüglichkeit durchzieht die ganze Darstellung und ist man zu Ende, so hat man viel gelacht und viel gelernt.

Umfang des Wissens, Feinheit des Geistes und Grazie des Ausdrucks sind die Signatur dieser Reden, denen die akademische Eloquenz nicht viel Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat. Auch insofern sind sie lehrreich für das Verständnis des Altertums, als der Redner nie allbekannte, abgegriffene, sondern stets überraschende Citate bietet, am liebsten solche, in denen die Mischung von Pathos und Naivetät, die dem antiken Menschen eignet, uns fühlbar macht, wie weit der moderne Mensch, mit seiner Reflexion und Selbstbeherrschung, sich von jener Unmittelbarkeit der Empfindung entfernt hat. Die Vornehmheit dieser

Beredsamkeit aber besteht in der Zurückhaltung, die alles Laute und Grelle vermeidet und doch jeden der Stimmung gemäßen Ton zu finden weiß. Daß bei seiner sensitiven Natur Ebbe und Flut des politischen Lebens auch in seinen Reden nachwirkte, begreift sich. Die von den großen Ereignissen des Jahres 1864 und 1870 getragenen schlagen einen ganz andern Ton an als die der gedrückten Jahre, die dazwischen liegen.

An gelehrten Leistungen sind die Kieler Jahre gleichfalls reich. Als Nachtrieb der Berner Publikationen erschienen 1866 die Prolegomena zu Virgil, ausgedehnte Untersuchungen über die Handschriften und Commentatoren des Dichters, und der Nachtrag zu der großen Virgilausgabe, der die kleinen Schriften enthält, die den Namen Virgils mit zweifelhaftem Rechte oder unzweifelhaftem Unrecht tragen.[1] Schon in Bern hatte er 1859 eine Juvenalausgabe erscheinen lassen, der nun in Kiel 1865 die streitbare Schrift: „Der echte und der unechte Juvenal“ folgte. Nur Satire I—IX und XI ließ er als echt gelten, den ganzen Rest wies er einem Rhetor zu, da er nicht echte juvenalische Satire, sondern hohle moralische Deklamationen darbiete. Im Jahre 1869 erschien seine Ausgabe des Horaz, deren Einleitung und kritische Bemerkungen, vor allem über die Episteln und die ars poetica, ein ähnliches Gericht ergehen ließen, das dieses Mal weniger in Ausscheidungen

1) Vgl. Wachsmuth, Worte zum Gedächtnis von O. Ribbeck.

als in Umstellung des Textes bestand. Auch Freunde wie Rohde verhielten sich zu diesen Eingriffen, die Ferdinand Hitzig noch nicht radikal genug waren, skeptisch, doch setzt Rohde hinzu, Ribbeck sei wenigstens niemals trivial.[1]) Als zweiter Vorsitzender der in Kiel 1869 tagenden Philologenversammlung gab er eine Festschrift heraus: „Beiträge zur Lehre von den lateinischen Partikeln.“ Crusius nennt diese extemporalis audacia ein Parergon, das auf kaum drei Bogen mit unübertrefflicher Klarheit eine Fülle origineller Beobachtungen und Vermutungen mitteilt und zeigt, mit wie feinem und selbständigem Spürsinn Ribbeck sprachgeschichtlichen Problemen nachzugehen wußte.

Unter den Freundschaftsverhältnissen, die Ribbeck noch über die Kieler Zeit hinaus pflegte, nennen wir das mit dem Germanisten Weinhold, dem Philosophen Dilthey, der sich eine Weile bei den Freunden in Kost begab und so täglich mit ihnen verkehrte, und mit Alfred Dove, für dessen Caracosa er nachmals manche Lanze brach. Keines aber war bedeutungsvoller als das zu Erwin Rohde, der sich dem Ribbeckschen Ehepaar zeitlebens verpflichtet fühlte. Der innerlich weiche und edle Mensch war von früh auf auf sich selbst zurückgewiesen worden, da er dem väterlichen Hause fern in Jena erzogen wurde, wo er sich unter fremden Knaben und einer ihm antipathischen Pensions-

1) Vgl. O. Crusius, Rohde, ein biograph. Versuch. S. 22.

mutter sehr vereinsamt fühlte. Als Student in Leipzig mit Nietzsche befreundet, war er in die Kategorie der „einsamen Menschen" geraten, die den Gegensatz ihrer idealen innern Welt und der trivialen Wirklichkeit nicht nur stark empfinden, sondern ganz ausdrücklich kultivieren. Als Kieler Student wurde er 1867/68 Schüler Ribbecks. Er hörte bei ihm die schönen Vorlesungen über die griechische Tragödie,[1] beteiligte sich an Ribbecks Seminarübungen und gewann die von Ribbeck gestellte Preisaufgabe über Pollux. Bald wurde er auch im Hause des Lehrers heimisch und verehrte in Frau Ribbeck bis zu Ende die erprobteste Freundin seines Lebens. Unter Ribbecks Auspicien habilitierte er sich und wurde von diesem, Gutschmid und Nöldeke gegen den Widerstand „Peter des Prächtigen," wie die Freunde P. W. Forchammer, den Führer „der Stachelschweine," zu nennen pflegten, 1872 zum Extraordinarius befördert. Ueber die Widmung von Rohdes Geschichte des griechischen Romans, die er in Heidelberg erhielt, war Ribbeck, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, froh und stolz. Ihm erschien diese Arbeit unter der Masse der litteraturgeschichtlichen Schreibereien wie ein lebendiger Mensch unter blutlosen Schatten. Rohdes Natur hatte sich aber in Kiel unter Erfahrungen persönlichster Art noch mehr verdüstert. Er litt am Leben und vermochte nur schwer sich mit den Menschen zu stellen.

---

1) Vgl. Crusius a. a. O. 22.

„Ich fühle es tief und oft," schreibt er selbst einmal „durch diese Art habe ich mich um den eigentlichen Reiz des Lebens gebracht. Es wäre freilich vieles anders, wenn irgend ein Mensch in der Nähe wäre, der es mit mir wagen wollte und mir Feuer von seinem Feuer mitteilte." In Kiel war Ribbeck dieser Freund gewesen und in einem Briefe an Rühl, der, Bedenken hatte, Rohde zu berufen, sagt Ribbeck, er habe die Trennung von Rohde unter die großen Opfer gerechnet, die er bringen mußte, als er den Ruf nach Heidelberg annahm. „Keine Woche verging, in der wir nicht wenigstens einmal bis tief in die Nacht bei Gesprächen zusammengesessen hätten, welche so ziemlich alle Seiten allgemein menschlicher Interessen berührten. Seine umfangreiche Bildung und die ungewöhnlich früh entwickelte Kraft und Schärfe seines Urteils, sein Verständnis für Kunst und Poesie, kurz alle seine intellektuellen Eigenschaften, so glänzend sie sind, hätten mich indessen auf die Dauer nicht gefesselt, wenn nicht der Adel seiner ethischen Natur und die Reinheit seines Gemütes eine tiefe Zuneigung zu ihm in mir begründet hätte." Politisch konnten sich der Abkomme einer preußischen Theologenfamilie und der republikanische Hamburger damals noch nicht verstehen. Das Reich mit „seinem schwarzweißen Pharisäertum und der Bismarckschen Brutalität" war nicht nach Rohdes Geschmack.[1]) Erst später trat eine Wendung

1) Crusius, E. Rohde 120 f.

zu dem Übermenschen in Varzin ein, vielleicht ebenso aus Motiven des Nietzscheschen Heroenkultus wie aus politischen Gründen, die ihm in Tübingen zwingender erschienen als in Kiel. Durch Rohdes Freundschaft mit Nietzsche gewann Ribbeck ein persönliches Interesse an der Kometenbahn dieses blutigroten Irrsterns, das anfänglich bewundernd, schließlich nur noch teilnehmend und beklagend endete. Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik,“ von dem Trosse der Schulmeister mit einem Charivari von Spott und Hohn begrüßt, wurde von Rohde tapfer in Schutz genommen, obwohl er sich bewußt war, sich selbst damit seine Zukunft zu verderben. Ribbeck stimmte ihm zu. „Ribbeck,“ schreibt Rohde an Nietzsche, „lobte die Schrift sehr, nur wünschte er Beweise, nur Ein Zeugnis dafür, daß denn also in der That aus dem zauberhaften Traum des dionysisch verzückten Chors die fremdartigen Bilder auf der σκηνή zurückgespiegelt seien.“ Rohdes Eintreten für den vielgescholtenen Freund fand Ribbeck höchst achtungswert. Aber schon 1878 schrieb er an Gelzer: „Welche Abgründe unnatürlicher, sich selbst überschlagender, alles Ideale vernichtender Grübelei in diesem widerwärtigen neuesten Buche von Nietzsche.“ (Menschliches, Allzumenschliches.) Wenn er auch nicht, wie die „viel zu vielen“ sofort die Anklage auf Größenwahnsinn erhob, so beklagte er doch auch mir gegenüber, daß ein so bedeutender Mensch schließlich bei Gesprächen mit seinem Schatten angekommen sei.

Das gesellschaftliche Stilleben und der intime Verkehr mit Gutschmid und Rohde war den Arbeiten Ribbecks zu gut gekommen, aber den Geschmack an den von politischen Gegensätzen beherrschten Kieler Universitätsverhältnissen verlor er immer mehr und so gab er im Herbste 1872 dem Wunsche des inzwischen nach Heidelberg übergesiedelten Freundes Köchly Gehör, mit ihm die Erneuerung der dortigen philologischen Schule zu wagen, die arg in Verfall geraten war. Das Mißbehagen an den neuen Zuständen erleichterte Ribbeck diesen Entschluß. „Es ist mir beinahe so zu Mute," schrieb er seinem Bruder, „wie damals, als ich aus der Kerkerhaft Elberfelds in die Schweiz entkam." Er meinte, auch jetzt gehe es aus der Knechtschaft in die Freiheit. Niemanden traf sein Scheiden schwerer als Rohde, der an ihm seine Hauptstütze verlor und der mit Thränen in den Augen von dem Lehrer und Freunde Abschied nahm. Der Zurückbleibende aber schrieb in einem Briefe an Nietzsche: „Ich fühle mich unbeschreiblich allein und öde, seit nun auch Ribbeck fort ist, der doch persönlich ein Herz für mich hatte, meine ihm sehr wohl bekannten Meinungen mit Zartsinn und Schonung nicht ganz ohne Sympathie ertrug. Ich bin ihm doch viel und auf immer schuldig. Ein edler Mensch!"

Das offizielle Baden machte Ribbeck einen sehr sympathischen Eindruck. An den Schwiegervater Baeyer schreibt er nach der ersten Audienz, die er in Karlsruhe gehabt hatte: „Der Großherzog vereinigt

wirklich in der liebenswürdigsten Weise eine so zu sagen jünglingmäßige Bescheidenheit mit angeborner Vornehmheit, die sich aber in reiner Güte harmonisch verbunden hat. Jolly und der Ministerialrat Nokk waren entgegenkommend, eingehend und einsichtig." Auch er hatte auf Jolly einen sehr günstigen Eindruck gemacht; Jolly rühmte seine echte Vornehmheit und Sachlichkeit und trat in allen späteren Konflikten Ribbecks regelmäßig auf seine Seite. Zunächst freilich ließ sich in Heidelberg alles aufs beste an. Mit Treitschke, der Herbst 1867 nach Heidelberg übergesiedelt war, hatte Ribbeck sich schon bei dem kurzen Zusammensein in Kiel befreundet und wenn auch der Abgehende Ribbecks Antrag, ihm Kugler, den Sohn, zum Nachfolger zu geben, zu Fall gebracht hatte, freuten sich doch beide der Wiedervereinigung. Gleichzeitig kehrte der einst von den Theologen aus Heidelberg vertriebene Kuno Fischer dorthin zurück. So war die humanistische Sektion der philosophischen Fakultät in einer der naturwissenschaftlichen ebenbürtigen Weise besetzt und auch für Ribbeck stand eine umfassendere Wirksamkeit in Aussicht. Das Ehepaar bezog im Vangerowschen Hause eine der schönen alten Wohnungen aus Heidelbergs großer Zeit, vor sich einen Garten mit blühenden Herbstblumen und zerfallenden Sandsteinfiguren und darüber in der Ferne die Aussicht auf das Schloß. Es war das erste, was angenehm an dem neuen Kollegen auffiel, daß er für die Schönheit der Landschaft wie wenige empfäng-

lich war, und sich dankbar zeigte, wenn man ihn neue Wege führte, die er noch nicht entdeckt hatte. Im Sommer hatte ich so die Freude, ihn in die Pfalz nach Trifels und der Madenburg zu begleiten und die Honneurs der mir von Kindheit an vertrauten Burgen und Waldwege zu machen. Dieser Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur entsprach die geistige Beweglichkeit, der im Gespräche keine Pointe entging, bei der er über lustige Geschichten so herzlich lachen konnte und die auch der zerfahrensten Unterhaltung eine geistvolle Wendung zu geben verstand. Die neuen litterarischen Erscheinungen nahm er mit mehr Nachsicht auf, als man bei einem so strengen Kritiker erwartete. Auf Einwendungen gegen die letzten Bücher von Freytag, Dahn, Dove erwiderte er stets nur: „Die Leute sind verwöhnt, sie sollen froh sein, daß überhaupt noch etwas gemacht wird.“ Behandelte sein Freund Heyse die Dilettanten als Tempelschänder, so sah Ribbeck in ihnen den dankbarsten Leserkreis, der doch noch ein Echo gebe. Es lag eben in seinem Wesen viel echte Bescheidenheit, die die Leistungen der andern nicht an denen der größten Meister maß, sondern an dem eigenen Vermögen, während gerade die unfähigsten Schulmeister immer die absprechendsten Kritiker sind. Über seine Unterhaltung war stets ein Schimmer liebenswürdiger Ironie ausgebreitet, mit der er die Melancholie bekämpfte, die den Grundaccord seines Lebens bildete, denn er war eigentlich eine elegische Natur. Als

Ritschl nicht eben leise den Finger auf diese Wunde legte, erwiderte er, daß er allerdings die Anlage habe, den Schatten vor dem Lichte zu sehen und sich sogar auf Stunden hineinzusetzen, aber deshalb mache er doch die Augen nicht zu, noch stecke er den Kopf zwischen die Beine. Seine Stimmung war auch in Heidelberg anfänglich eine gedrückte, die eines Rekonvalescenten, denn er hatte in der letzten Zeit schwere Krankheiten durchgemacht und die Kollegen schüttelten die weisen Häupter, als er in einer Rede bei dem ersten Feste, das er in seinem eigenen Hause gab, sich einem welken Blatte verglich, das der Nordwind in dieses schöne Thal getragen; habe er doch geglaubt, das Leben liege bereits hinter ihm. Einstweilen war er doch erst fünfundvierzig Jahre alt, also noch grün genug, aber er nahm es mit dem Anfang immer schwer, weil er wußte, wie viel in diesem Handwerk der Anfang bedeutet. Schreibt er doch noch von Leipzig aus der Mutter, bei Semesteranfang habe der Professor immer eine Art von Ballfieber. Doch das ging vorüber und Heidelberg sollte bald erfahren, daß er mit seiner Kraft noch nicht zu Ende war. Die Zahl der Philologen nahm mit jedem Semester zu und in die alten kam ein neuer Geist. Er machte den Studenten die Seminarübungen nicht leicht, aber seine Vorlesungen entzückten sie. Er las namentlich wunderbar vor und gab lebendige und drastische Übersetzungen. Eine Probe davon für das weitere Publikum war sein öffentlicher Vortrag über „die bukolische

Dichtung der Griechen," der in erweiterter Gestalt unter dem Titel: „die Idyllen des Theokrit" in seine Rede und Vorträge aufgenommen wurde. Der Bukolos, der dem beschaulichen Geschäfte des Rinderhütens obliegt, ist der Erfinder der bukolischen Dichtung und seine Kämpfe mit dem in üblem Geruche stehenden Gaisbuben der ursprüngliche Inhalt der bukolischen Gesänge. Aus diesem dankbaren Stoffe schüttete der Redner eine solche Fülle idyllischer Bilder über die aufmerksamen Zuhörer aus, daß diese den Eindruck mitnahmen, die Zeit der philologischen Dürre ist vorüber, und nun wird, wie in den Tagen von Voß und Creuzer, auch die Poesie des Altertums wieder zu ihrem Rechte kommen. Auch das Erscheinen seines allseitig mit Achtung aufgenommenen Werkes „die römische Tragödie im Zeitalter der Republik" vermehrte den Respekt der Kollegen und Schüler. Mit scharfsinniger Kritik und poetischer Intuition unternahm es Ribbeck in diesem Buche, die Bruchstücke, die von dieser Litteratur übrig geblieben sind, in dem ursprünglichen Zusammenhange wiederherzustellen.

Aber der anfänglich so heitere Himmel trübte sich bald. Mit dem republikanisch lauten und allzeit pathetischen Köchly zusammenzuwirken, war die bis zur Empfindlichkeit zarte Natur Ribbecks an sich wenig geeignet und bald stellten sich starke Gegensätze in der Auffassung der Aufgaben des Seminars zwischen ihnen ein, das sie gemeinsam leiten sollten. Köchly hatte ein „alleinseligmachendes Statut" ent-

worfen, auf das er Ribbeck verpflichten wollte, aber diesem schien das ein Studienplan für Oberprima, allenfalls eine Abrichtung zu einem leidlichen Examen, aber nicht eine Anleitung zum Studium der alten Litteratur. Köchlys Methode war vielleicht für den durchschnittlichen Brotstudenten ganz richtig, aber Ribbeck hätte dabei das Beste, was er zu geben hatte, nicht geben können und das ewige Schulehalten war ihm eine Pein. Nach langer erbitterter Korrespondenz riefen beide Teile die Entscheidung des Ministers an und Jolly fällte das salomonische Urteil: im einen Jahre leitet der Eine nach seinem Rezepte das Unterseminar und im folgenden hat er die nach seiner Façon Vorbereiteten im Oberseminar, während gleichzeitig der andere im Unterseminar seinen Kurs beginnt. So wurde abgewechselt und die Wahl, nach welcher Methode sie unterrichtet werden wollten, blieb den Studenten. Von Jollys und Nokks Einsicht und sorgfältigem Eingehen auf die Frage war übrigens Ribbeck bei seiner Rückkehr aus Karlsruhe des Lobes voll.

Kaum aber war dieser Streit, der ihn tief erregte, beigelegt, so entspann sich ein zweiter, in dem er es mit der philosophischen Fakultät selbst zu thun bekam. Diese umfaßte damals noch die naturwissenschaftliche und historisch-philologische Sektion, bei den so sehr divergierenden Interessen eine schlechte Einrichtung. Die einsichtigeren Mitglieder hatten schon längst die Trennung gewünscht und deuteten das bekannte

Schleiermachersche Rätsel: „getrennt erfreulich, geeint abscheulich," nicht auf „Meineid," sondern auf ihre philosophisch-naturwissenschaftliche Fakultät. Jedenfalls ließ sich die Einrichtung nur aufrecht erhalten, wenn beide Sektionen sich hüteten, jede der andern in ihre Angelegenheiten hinein zu reden. Allein an der Universität hatten sich infolge des Kriegs von 1866 eine verbitterte großdeutsche Gruppe und eine propagandistisch gestimmte preußische gebildet, die ihre gegenseitige Abneigung in den Universitätsangelegenheiten aneinander ausließen. Dafür bot denn die so verkehrt konstruierte philosophische Fakultät das gelegenste Schlachtfeld. Der Streit war bereits im besten Gang, und über die Mediatisierung der Bibliotheksverwaltung unter den Senat war es zu höchst persönlichen Zänkereien gekommen, als Ribbeck Dekan wurde. Ihn regten diese Unannehmlichkeiten mehr auf als nötig, so daß er das Dekanat bald wieder niederlegte und sogar den Entschluß erwog, Heidelberg zu verlassen. In der Sache, in der man ihn angriff, hatte er vollkommen recht. Der Oberbibliothekar wollte über Paläographie lesen und Ribbeck, der selbst epigraphische Übungen hielt und den Schein vermeiden mußte, als ob er sich eine Konkurrenz vom Halse halten wolle, befürwortete dessen Bitte im Senat, der die vorgesetzte Stelle des Bibliothekars war, und ohne dessen Erlaubnis die Sache ohnehin hinfällig gewesen wäre. Da zudem der Senat bei Besetzung der Bibliothekstelle ausdrücklich Wert darauf gelegt hatte,

daß die Bibliothek nicht im Nebenamte von einem Professor verwaltet werden solle, war es durchaus korrekt, diese prinzipielle Frage zuerst zum Austrag zu bringen. Ob der Betreffende (übrigens einer der ersten Epigraphiker Deutschlands) befähigt sei, das Kolleg zu lesen, das mochte die philosophische Fakultät dann entscheiden, wenn die Vorfrage erledigt war. Aber nun machte ein Chemiker in der Fakultät Lärm, da diese zuerst hätte gefragt werden müssen, und erklärte, dieses Verfahren sei ihm denn doch „zu bukolisch." Ribbeck protestierte gegen diese Angriffe in einem Umlaufschreiben, das etwas scharf ausgefallen zu sein scheint, wie ich denn schon bei früheren schriftlichen Voten, die er mir vorlas, ihm nicht verhehlte, daß mir für die Akten das genus tenue empfehlenswerter scheine. Jedenfalls verlangten die Gegner, sein Schreiben müsse ihm als ungehörig zurückgegeben werden. Einige Kollegen vermittelten dann dahin, daß die Majorität zugab, dasselbe solle bei den Akten bleiben, aber mit dem Vermerk des Prodekans, daß es nicht zu den Akten gehöre. Allein, trotz dieser Vermittlung, die jedem ökumenischen Konzile Ehre gemacht hätte, ließ sich Ribbeck nunmehr durch das Ministerium vom Dekanat entbinden. Ruhe bekam er darum dennoch nicht. Die Gegner beanstandeten die Wahl seines Assistenten, mäkelten an der Remuneration für den Senior seines Seminars, bekrittelten seine Kostenzettel für die Revision der Seminarbibliothek und wenn auch das Ministerium

regelmäßig für ihn entschied, so hatte doch er den Eindruck, daß die Gegner ihn wegärgern wollten. Verhandlungen mit Jena zeigten, daß er einen Wechsel der Universität vorbereite, in einer Zeit, in der ohnehin eine große Auswanderung nach Berlin im Gange war. Dieser sich anzuschließen, hatte Ribbeck keine Gelegenheit, denn an den preußischen Universitäten regte sich eine starke Opposition gegen die Art, wie Ritschl seine Schüler versorgte, und so erklärt es sich, daß Ribbeck im Laufe seines Lebens zwar Rufe nach Bern, Basel, Kiel, Marburg, Heidelberg, Jena und Leipzig erhielt, aber nie einen in seine preußische Heimat. In Berlin hatte eben die Gegenpartei das Heft in der Hand. Als er nun schwankte, ob er an Nipperdeys Stelle nach Jena übersiedeln wolle, trat Jolly ins Mittel. Das Ministerium gab ihm den Beweis, welchen Wert die Regierung auf sein Verbleiben lege und daß er auf sichern amtlichen Rückhalt zu rechnen habe. Ihm machte denn das auch wieder neuen Mut und wir bemühten uns, ihm die Fülle der Komik zum Bewußtsein zu bringen, die diese täglichen Scaenicae poesis fragmenta enthielten. Brachte der Krieg um nichts dann wieder eine neue Überraschung, so konnte er so herzlich lachen, daß man sah, er habe seine Pläne der Auswanderung aufgegeben. Wer hätte auch ernsthaft bleiben können, wenn Köchly die Frösche des Aristophanes mit Chorgesängen auf seine chemischen Gegner bereicherte und der bejahrte Knies den Streit der Ökonomiekommission

in homerischen Hexametern verherrlichte. Ein Ausgleich war bei dem Mangel eines greifbaren Streitobjekts zunächst undenkbar. Das mußte man eben ertragen und ertrug es in dem Bewußtsein, daß der Ausfall dieses Streits für das Heil der Welt völlig gleichgültig sei. In solcher Stimmung schrieb Ribbeck am 20. Februar 1876 an den Germanisten Karl Weinhold in Kiel: „Gesellig hat sich unser Leben ganz angenehm gestaltet; man geht gemeinsam spazieren, um bei irgend einem angenehmen Schoppen Anker zu werfen. Musik wird viel gemacht und gute auf mannigfachen Instrumenten, sogar neuerfundenen. Es gibt Sonntagsmatineen und musikalische Soireen vor und nach dem Essen, Komödien, Singspiele, was Sie wollen. In diesem, unserem Engeren kennt man die Rache nicht, vergißt die Schrecken der Majorität und die ohnmächtigen Zuckungen überwundener Drachen.“

Eine Übersiedelung Ribbecks nach Jena wäre für Heidelberg eine moralische Niederlage gewesen, weil sie besagte, daß die Heidelberger Zustände unerträglich seien für Leute seiner Art, und darum erklärte Jolly mit Entschiedenheit, er dulde es nicht, daß eine Partei die andere wegtreibe. Anders lagen die Dinge, als Ribbeck einen Ruf annahm, den er auch bei völlig friedlichen Verhältnissen angenommen hätte, weil er ihn annehmen mußte, den an die Stelle des 1876 gestorbenen Schulhauptes Ritschl. Trotz aller Kämpfe war es doch ein schönes Quinquennium gewesen, in dem wir damals mit Treitschke, Weber, Gaß,

Windscheid, Herrmann, und so manchem andern auch menschlich hervorragenden Kollegen treulich zusammenhielten. Unter den geselligen Freuden leben die Lesabende, in denen Ribbecks seltene Gabe des Vortrags zur Geltung kam, und die musikalischen Sonntagnachmittage in seinen schönen Räumen in besonders freundlicher Erinnerung fort. Er selbst gedenkt in seinen Briefen des in Anselm Feuerbachs Gegenwart von unsern Kindern aufgeführten, von Frau Feuerbach gedichteten Kinderschauspiels: „Rumpelstilzchen“ mit Genugthuung. Die Regie hatte er freilich an Frau Feuerbach abgeben müssen, da das Rumpelstilzchen, an den Seminarernst zu wenig gewöhnt, schon in der ersten Probe in heiße Thränen ausbrach. Im Herbst 1876 erhielt Ribbeck die Nachricht von Ritschls Tod. Er eilte nach Leipzig, wo er im Namen der Schüler dem Meister bewegte, tief ergreifende Worte ins Grab nachrief. Von da an wußten wir, daß wir ihn verlieren würden. In den Leuten, die ihm Heidelberg entleidet hatten, regte sich jetzt etwas wie Neigung zum Ausgleich. Aber es war zu spät. Er nahm kein allgemeines Abschiedsfest an, sondern in dem engeren Kreise wurde sein Abschied recht philologisch gefeiert. Die Festrede war griechisch, an den Glanzstellen von einem lebhaften εὖ, εὖ der Zuhörer unterbrochen. Dann wurde Latein geredet, als dabei aber wir Freunde aus der Barbarenwelt allzustill wurden, ging man zu Küchenlatein über, in dem diese dann recht Ergötzliches leisteten.

Bald darauf standen wir am Perron des Bahnhofs, wo das Ehepaar zum Abschied das Versprechen gab, jedes Jahr einige Wochen in Baden zubringen zu wollen, um die durch fünf Jahre treu gehaltene Freundschaft weiter zu pflegen. Auch hielt Ribbeck Wort. Zu Ostern in Baden, in den Herbstferien in der Schweiz verlebten wir stets einige schöne Wochen in sorglosem, fröhlichem Austausch des Erlebten und namentlich Erwin Rohde war es, der in diese halbjährlich verabredeten Erholungstage geistige Anregung brachte. Leichtlebiger freilich war der inzwischen zum berühmten Gelehrten emporgewachsene Schüler nicht geworden. Es ist ein durchaus treues Bild, das Ribbeck von dem Jugendgenossen Nietzsches und Günstling Richard Wagners, entwirft, an dessen schroffen und paradoxen Seiten sich viele Kollegen stießen, zumal er selbst mit Menschen, die ihm nicht zusagten, nicht viel Federlesens machte. Auch Ritschl hatte allerlei Einwendungen gegen ihn erhoben, aber Ribbeck antwortete: „Ich habe einen Zug zu einsamen stolzen Menschen, und dies paßt auf Rohde, den ich nehme, wie er ist, als einen sui generis, der mich mehr interessiert als eine ganze Horde sogenannter liebenswürdiger, kieselglatter Weltmenschen. Nicht als ob ich in seine rauhen oder schroffen Kanten gerade vorzugsweise verliebt wäre — aber ich toleriere sie als natürliche Krystallisationen seines edeln, gediegenen Kerns und sein verborgenes Feuer wärmt mich. Es ist aber immer ein großer Fehler, daß er es nie ver-

standen zu haben scheint, dir die genießbarere Seite seiner Persönlichkeit zu zeigen. Hättest du ihn nicht in Leipzig, sondern gleichsam unter vier Augen, wie ich in Kiel, kennen gelernt, so würdest du auch anders über ihn denken. Auf den Geschmack der sogenannten Gesellschaft gebe ich gar nichts. Als ich von dort abfuhr, standen ihm im Gefühl völliger Vereinsamung die hellen Thränen im Auge.“

Manchmal freilich kamen die philologischen Majestäten auch scharf hintereinander und dann mußte ich zwischen ihnen den Pufferstaat abgeben und es geschah wohl, daß ich, ich mochte es einrichten wie ich wollte, bei den Spaziergängen mich immer in der Mitte fand, so sehr das meine Bescheidenheit inkommodierte. Dann stellte wohl ein Gespräch über Italien den Frieden wieder her und brachte den alten Romfahrern zu Bewußtsein, daß wir alle Goethes Miterlöste seien, die sich tragen und dulden müßten; auch dauerten die Verstimmungen nie lange. Rohdes Tod traf Ribbeck schwer und wie bei dem frühen Tode seines Lieblingschülers Karl Buresch empfand er es als teilweise Vereitlung seines eigenen Lebenswerks, daß die durch ihn zu so schöner Wirksamkeit Angeregten sich vor ihm zur Ruhe legten, während er in ihnen fortzuleben gehofft hatte. Nachgetragen hat Ribbeck Heidelberg übrigens nichts. Er nahm die Einladung zum Jubiläum der Universität 1886 an, verkehrte als mein Gast auch mit denen, die ihn einst bekämpft hatten, aufs freundlichste und freute sich

herzlich, daß das Fest einen so über alles Erwarten schönen Verlauf nahm.

Seine erste akademische Rede in Leipzig, mit der er sich der Korporation vorstellte, war eine Gedächtnisrede auf Ritschl, dessen ganzes geistiges Leben und Streben er durch drei Decennien geteilt hatte. Daß Ritschls Bedeutung hauptsächlich in seiner Methodik, in der persönlichen Anregung bestand, ließ sich freilich einem Publikum nicht andemonstrieren, das sie nicht erfahren, und so nahmen manche Kollegen den Eindruck mit, daß der große Ruhm des Mannes in keinem Verhältnis stehe zu der Bedeutung der Restauration des Plautus, von der Ribbeck der Versammlung berichtete. Erst 1887, in seiner Rektoratsrede „über die Aufgaben und Ziele einer antiken Litteraturgeschichte,“ konnte Ribbeck die Bedeutung dieser kritischen Kleinarbeit demselben Kreise eindringlicher zu Gemüt führen. „Wir graben auf einem Trümmerfeld, und weil wir von der alten Herrlichkeit so viel als möglich wieder aufbauen möchten, so dürfen wir das Einzelne und Kleine nicht verwerfen, weil wir nicht wissen können, welche Lücke auch das unscheinbarste Steinchen einmal auszufüllen vermöchte. Die Philologie darf sich der bescheidenen Sorgfalt einer sparsamen Verwalterin nicht schämen, welche nichts umkommen läßt, ohne darum im Kehricht zu versinken.“ Als er so sprach, sah er sich bereits in eine apologetische Stellung zurückgeworfen, da auswärts noch mehr als in Sachsen der Ansturm auf das humanistische Gymnasium begann. Seine Briefe

aus Leipzig gingen darum zunächst sehr aus Moll. Mit Iphigeniens Worten schrieb er mir: „Es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.“ Auch in einem gleichzeitigen Briefe an Rohde hieß es: „Es kommt mir noch vor, als wäre ich auf einer weiten beschwerlichen Reise in ein schönes Land begriffen, aber unterwegs in einem unwirtlichen Gasthof eingekehrt. Ich erscheine mir noch immer wie einer der Meßfremden, über die man stolpert.“ Leipzig wurde in der That der Meßplatz, wo er seine Vorlesungen mit Vorteil absetzte; statt der zwanzig Zuhörer in Kiel und Heidelberg hatte er zweihundert; die Gewandhauskonzerte und das Theater gaben ihm Zerstreuung und Anregung, die vornehme, kühle Ruhe des Universitätsverkehrs störte seine Arbeit nicht, aber auf den Ferien ruhte jetzt die Arsis des Lebensverses. War das Semester zu Ende, so zog er samt seinen Büchern nach dem Süden. Selbst in Griechenland und auf dem Rückweg in Italien ist er 1889 als Zweiundsechzigjähriger gewesen. Unter den Schülern dieser Zeit zog er den frühvollendeten Karl Buresch vor, der im Jahre 1886 die von Ribbeck gestellte Preisaufgabe einer kritischen Geschichte der griechischen und römischen Trostschriften löste. Für den begabten und schönen Jüngling empfand Ribbeck die Zärtlichkeit eines Vaters und sogar die Reise nach Griechenland hatte den Zweck, für den geliebten Schüler den Freiwerber zu machen. Trotz dieses Wanderlebens und der eifrigen Lehrthätigkeit sind litterarisch gerade diese Jahre die

fruchtbarsten gewesen. Seit 1876 war er Mitredakteur des „Rheinischen Museums," das er nach Ritschls Tod gemeinsam mit Bücheler herausgab. Für eine Geschichte der römischen Dichtung hatte er sein ganzes Leben lang den Stoff gesammelt und in den Vorlesungen besprochen. So wurde es ihm leicht, denselben nun in einer zusammenhängenden Darstellung zu gestalten. In den Jahren 1889 bis 1892 erschienen die drei Bände „Geschichte der römischen Dichtung," die eine lang beklagte Lücke unserer alten Litteraturgeschichte glänzend ausfüllten. Der Entwicklungsgang der römischen Dichtung wird in dem Werke mit sicherer Hand gezeichnet und die einzelnen Gestalten, Terenz, Plautus, Horaz, Ovid, Virgil, Catull, Ausonius werden mit dem Feinsinn charakterisiert, der schon Ribbecks Kieler Reden auszeichnete. Es ist ein schön geschriebenes Buch, das nicht so leicht durch eine andere Litteraturgeschichte wird verdrängt werden. Meinen Bedenken, ob es nicht dem Genusse der Lektüre Eintrag thue, daß er den Leser zwinge, auch die kleinsten Seitengassen des litterarischen Gebietes mit ihm abzusuchen, setzte er die Erklärung entgegen, er wolle den Stoff so behandeln, daß ihm keine Lücke vorgeworfen werden könne. Andere Auseinandersetzungen über die einzelnen Bände übergehe ich, da sie in den gedruckten Briefen vorliegen. Eine interessante Reihe von kleinen Schriften, die am besten den Titel „Typen" tragen würden, sind die im Anschluß an Theophrasts „Charaktere" publizierten

ethologischen Studien. Der „Eiron,“ der ironische Selbstverkleinerer, der „Alazon,“ der Prahlhans, der „Kolax,“ der Schmarotzer, und der „Agroikos“, der Rüpel, werden uns in den Ausgestaltungen vorgeführt, die diese Figuren in der alten Litteratur gefunden haben, und es ist außerordentlich belehrend zu sehen, wie diese in jeder Zeit vorhandenen Spielarten sich im antiken Gewande darstellen und wie sie von den Alten selbst beurteilt wurden. Ribbecks eigene Neigung zu ironischer Auffassung der menschlichen Dinge kommt gerade in dieser Serie von Schriften zu höchst behaglichem Ausdruck. Ein Denkmal seiner Pietät endlich ist die zweibändige Biographie Ritschls, nach Crusius' Urteil die beste Philologenbiographie, die wir besitzen. Für uns besteht ihr Hauptwert darin, daß sie zugleich eine Geschichte der Philologie im neunzehnten Jahrhundert giebt, um auch den Laien über den Entwicklungsgang, den diese Studien im Laufe des Jahrhunderts genommen haben, mit Vollständigkeit und Klarheit zu orientieren. Den bekannten Streit Ritschls mit Jahn, der Ritschlianer und Jahnitscharen, stellt die Biographie natürlich vom Gesichtspunkt ihres Helden aus dar. Ich erlaubte mir einige Einwendungen, ob es nötig gewesen sei, die Dinge so tragisch zu nehmen; er aber erwiderte kategorisch: „Nach meiner Empfindung hätte Ritschl von Holz oder Stein sein müssen, wenn er eine Mißhandlung, wie die Berufung eines nächsten Mitarbeiters hinter seinem Rücken, sich hätte gefallen

lassen sollen. An der Zweckmäßigkeit einzelner seiner Schritte kann man gewiß zweifeln und mäkeln, aber daß er berechtigt war, sich schwer gekränkt, mit Undank belohnt zu fühlen, das, meine ich, sollte jedem unbefangenen Leser unzweifelhaft sein." Man kann dem zustimmen, aber daß die betreffende Partie des Buchs peinlich wirkt, weil sie von den hohen Regionen der akademischen Arbeit herabsteigt zu den Regionen der Professorenintriguen, das werden gerade die unbefangenen Leser bestätigen.

Über diesen Arbeiten war auf leisen Sohlen das Greisenalter über ihn gekommen, er aber fuhr in straffer Pflichterfüllung fort, wie er das vom Vater her gewohnt war. Gicht, nervöse Magenbeschwerden und bösartige Katarrhe, lösten sich ab, er aber erklärte, er fühle sich kräftiger als in seiner Jugend. In der That trug er die Lasten eines besonders bewegten Rektorats 1888 ohne sichtliche Übermüdung. In bitterer Winterkälte mußte er sich, nicht im Pelzrock, sondern im leichten Talar an der Beerdigung Kaiser Wilhelms beteiligen. Er selbst berichtet: „statt der heiteren Himmelssonne, welche des Kaisers Ehren und Glückstage so oft freundlich verklärt hatte, sah man umflorte Flammen und finstere Rauchwolken, die ein schwerer eisiger Hauch auf den winterlichen Boden herabdrückte, als ob der Hades seine Herrschaft bezeugen wolle." Aber schon am 22. März hielt er gesund und frisch die Gedächtnisrede auf den Gestorbenen, die „wie gedämpfter Trommelklang" auf

die Hörer wirkte. Auch die Feier der Grundsteinlegung des Reichsgerichts fiel noch in sein Rektorat. Er aber schrieb mir mit bestem Humor: „So ist es gekommen, daß mein überlanges Amtsjahr durch den Kaiserbesuch und das Reichsfest einen glänzenden Abschluß gefunden hat, daß ich mich fast einen ganzen Tag lang in voller Rektoratspracht, profanen Augen zum Gespött, im offenen Wagen, auf Bahnhöfen, auf dem Festplatz zur Seite des Kaiserzeltes und beim Dejeuner habe herumtreiben müssen." Im folgenden Herbste hatte er als zweiter Vorsitzender der Dresdner allgemeinen Philologenversammlung zu präsidieren. Als Sekretär der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hielt er 1896 die Festrede zu deren fünfzigjähriger Jubelfeier und wie diese in hohem Maße befriedigte, so nahm er an den jährlichen Sitzungen der Kommission der „Thesaurier" mit Eifer und Frische teil. Es war wesentlich sein Verdienst, daß das sächsische Kultusministerium die Mittel gewährt hatte, die die Gesellschaft in den Stand setzte, in gemeinsamer Arbeit mit den Akademien von Berlin, München, Wien und Göttingen sich an der Herausgabe des „Thesaurus linguae latinae" zu beteiligen. Nach seinem Plane sollte dieses Werk in zwölf Bänden ein getreues und sorgfältiges Bild des lateinischen Sprachschatzes von den ältesten Zeiten bis zum 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geben und allen zu gut kommen, die auf das Verständnis der lateinischen Sprache in irgend welchen Arbeiten

angewiesen sind. Die leitende Stellung, die Ribbeck auch hier errang, war ein Beweis der Autorität, die ihm nun niemand mehr streitig machte. Wie wenig der alte Gelehrte eingerostet war in den seit Jahrzehnten bearbeiteten Gebieten, das stellte sich heraus, als ganz unerwartet in den bekannten Papyrusfunden eine neue Auferstehung alter Schriftsteller sich uns vor unsere staunenden Augen stellte, die fast an die Zeiten der Renaissance erinnerte. „Wenn die Welt nicht so materialistisch wäre," schrieb Ribbeck an seinen Freund O. Crusius, „so wäre die Philologie doch gerade jetzt eine wahre Freude, wo die neuen und echten Funde überall wie die Frühlingsblumen aus der Erde schießen. Vorgestern habe ich den jüngsten Aristoteles auf einen Sitz verschlungen. Und die 700 Verse Miriamben, die uns versprochen sind, und der Antiopeschluß!"

Das einzige, worüber er in den Briefen der letzten Jahre fast regelmäßig klagte, war der Rückgang des Interesses an seiner Wissenschaft in der Nation selbst und die sich steigernde Opposition gegen das humanistische Gymnasium. Er suchte die Schuld zum Teil darin, daß so wenige Lehrer mehr es verständen, sich auf einen väterlichen Ton mit ihrer Jugend zu stimmen und daß der Kasernenton die Knaben widerwillig mache und verhärte. Auch darüber verblendete er sich nicht, daß viele Gymnasien über dem Formalismus nicht dazu kämen, wirkliche Freude am Altertum zu wecken und daß aller Gymnasialunterricht vergeb-

lich gewesen sei, wenn der Abiturient nicht Begeisterung für die römischen Dichter und griechischen Tragiker ins Leben mitnehme. Daß die Art der Vorbereitung der Philologen auf der Universität daran eine Hauptschuld trägt, ist schwer zu leugnen. Er selbst freilich war gar nicht der Meinung, daß kritische Flohjagden die geeignetsten Vorübungen für künftige Pädagogen seien, sondern er vermied in seinen Seminaraufgaben alle Spezialitäten. Seine Themata gingen stets auf ein Ganzes, damit seine Schüler lernen sollten, größere Gebiete zu bewältigen und weite Zusammenhänge zu überschauen. Die schönen Arbeiten seines Schülers Rohde über den griechischen Roman, von Buresch über die Trostdekrete, von Petersen über die Komposition des platonischen „Sophistes“ sind durchaus bezeichnend für Ribbecks Art der Anleitung. Wie allseitig anregend sein Unterricht war, zeigen die Commentationes Ribbeckianae, die Festschrift, die seine Schüler ihm zu seinem sechzigsten Geburtstage überreichten, und deren Beiträge sich über nahezu alle Fächer der Altertumswissenschaft verbreiteten. Er selbst aber, obwohl Ritschlianer strengster Observanz, rühmt doch an Ritschls Antagonisten Jahn, daß er die Archäologie, wie Welcker, nur im Zusammenhang mit der Litteratur betrieben habe und streng philologische Durchforschung beider zu vereinigen wußte, „ein Geschlecht, das leider wieder auszusterben beginnt.“ Die einen buddeln und die andern heilen Texte, aber deren, die das Ganze beherrschen, sind es

nur noch wenige. „Was Sie über die durchschnittliche Seelenlosigkeit der heutigen Wissenschaft sagen," schrieb er an Rohde, „unterschreibe ich; aber ihr beizukommen ist schwer, weil wir durch exakte und kritische Methode jede Naivetät des Denkens und Empfindens verloren haben, gegen alles Pathos, auch das reinste, mißtrauisch und der Philosophie gegenüber noch mehr als skeptisch, nämlich verneinend und wegwerfend sind. Kommt uns einer mit Gedanken, so fragt man vor allem, wo er sie her hat, und nachdem er klassifiziert und in allen Taschen nach neuen Resultaten untersucht ist, reponiert man ihn. Der Mangel an universal gebildeten, begeisternden Kathederphilosophen macht sich eben geltend." . . . „Es geht leider mit der Ernte bedeutender wissenschaftlicher Köpfe auf dem Felde historisch philologischer Studien in Deutschland bedenklich abwärts. Nur die Technik der Methode hält uns noch etwas über dem Wasser." Die Überschätzung der Kleinmeisterei hatte Leute herangezogen, deren jeder sein Zwergkönigreich beherrschte, während er jenseits der Grenzen desselben nicht selten ein Idiot war, und man mußte nun doch wieder anfangen, nicht die ausgezeichnete Dissertation, sondern den ganzen Mann vor seiner Berufung ins Auge zu fassen. Für die Gymnasien aber waren diese Gelehrten vollends nicht zu brauchen. Eine „seelenlose Wissenschaft" konnte niemanden beseelen, und so war die ständige Klage Ribbecks in seinen letzten Jahren, daß Schüler und Studenten nicht mehr dasselbe

leisteten wie früher, es sei wie ein Nachlaß der Natur; auch bei den Gebildeten sei keine Wissenschaft so in Ungnade wie die seine. Seine Rektoratsrede 1887 begann darum mit einem geharnischten Proteste gegen die banausischen Verächter der klassischen Studien und die in die Luft bauenden Weltverbesserer. Wenn die klassischen Studien unleugbar viel von ihrer früheren Anziehungskraft verloren hatten, so lag das eben an der neuen Art des Betriebs. Heyne, Wolf, Voß, Creuzer, G. Hermann, Welcker hatten die Teilnahme der ganzen Nation geweckt, während die neuere Philologie eine Unterhaltung der Herren untereinander geworden war, in die sich niemand mischte. Der nicht sowohl auf Kenntnis des Altertums, als auf Sicherheit in der Grammatik abzielende Unterricht auf den Gymnasien erweckte den Widerwillen der Eltern und Kinder. Die Klagen über die Überlastung mochten vielfach übertrieben sein, der letzte Grund war eben, daß es die Eltern verdroß, wenn der Gymnasialunterricht zum philologischen Sport wurde, wer den höchsten Rekord im color latinus und griechischen Skriptum erziele, während die Freude unserer Alten an Horaz und Sophokles zum Märchen geworden war. Über den Erfolg des Pamphlets „Rembrandt als Erzieher“ war Ribbeck entrüstet, aber die linkisch geschriebenen Erwiderungen freuten ihn noch weniger, zumal sie des besten Teils des Humanismus, der Humanität, in ganz bedenklichem Grade ermangelten. Er seinerseits lehrte seine

Schüler ebenso nachdrücklich wie regelmäßig, daß die Philologie zum ganzen und vollen Menschentum hinleiten müsse. „In einem seiner Vorträge, über die Geschichte der Philologie," erzählt Crusius, „pflegte er sein Ideal des Philologen zu zeichnen. Vor allem predigte er seinen Hörern die Verpflichtung und das Recht ein ganzer Mensch zu sein. Das war das alte Evangelium des Humanismus. Bei diesen schlichten, warmen Worten des Lehrers kam eine wahre Feiertagsstimmung über seine Hörer, die sich schließlich in einen elementaren Beifallssturm umsetzte." Hätten die andern, so wie er, den letzten idealen Zweck alles Studiums im Auge behalten, der Ansturm auf das humanistische Gymnasium wäre niemals so allgemein geworden.

Zu einer Gesamthuldigung der deutschen Philologie gestaltete sich Ribbecks siebzigster Geburtstag, zu dem die Schüler eine treffliche Büste des Meisters von Seffners Künstlerhand überreichten. Nach derselben ist das Grabrelief gearbeitet, das in kleiner realistischer Nachbildung, dank der Güte seiner Gattin, nun auf dem Schreibtisch aller Freunde als eine schöne Erinnerung und ernste Mahnung prangt. Unsere Befürchtung, die Ehren des Tags könnten zu einer Gefahr für seine doch schon tief erschütterte Gesundheit werden, erwies sich glücklicher Weise als unnötig. „Sie haben mich," schrieb er mir wenige Tage nachher, „mit einer solchen Fülle wohlthuender Liebeserweisungen überschüttet, daß auch mein Dank überströmt und sich

nicht länger zurückhalten lassen will. Das Glück, Freunde wie Sie zur Seite zu haben, wirft auf den Rest meines Lebens einen sonnigen Glanz. Ich will mich bemühen, es noch auf meine alten Tage zu verdienen und jedenfalls zu genießen. An Ehrungen und Liebeserweisungen hat es nicht gefehlt, auch die Schweiz hat mir ein gutes Andenken bewahrt. Ein anonymes Telegramm aus Heidelberg, sicher von Rohde, lautet: salve, philologorum lumen! Macte viridi senecta! Perge porro! Scande recta Floridum cacumen! Poeta laureatus te salutat. Wollen Sie ihm meinen anerkennenden Dank für diese poetische Leistung, wenn er sich dazu bekennt, übermitteln?" Offenbar war er unsicher, wer von uns den Pfeil abgeschossen, sonst hätte er Rohde selbst gedankt. Bald darauf nahm sein Leiden einen quälenderen Charakter an. Der Arzt in Nauheim schickte ihn nach Leipzig zurück, da er vom Gebrauche des Bades eine Katastrophe befürchtete. Die Qualen des Herzleidens legten ihm volle Ruhe auf. In Tücher geschnürt mußte er vorsichtig von einem Lager zum andern getragen werden. „Was sagen Sie zu dem Baby?" sagte er einer schönen jungen Frau, die ihn besuchte und die stets sein Liebling gewesen war. Noch träumte er von einer Reise nach dem Süden, die ihm Linderung bringen könnte. Statt dessen brachte der 18. Juli 1898, kurz vor seinem 71. Geburtstage, die Erlösung. Mit vollem Rechte durften seine Gedächtnisredner über seinem Grabe sagen, nicht der letzte

große Philologe, aber der letzte große Humanist unter den Philologen sei mit ihm geschieden. Uns aber war er mehr. Ein edler, reiner Mensch, ein treuer, zuverlässiger Freund wird noch heute von einem Kreise vermißt, der in altväterischer Weise die Welt in seinen Freunden sieht.

III.

Die drei großen Protestanten der Düsseldorfer Schule.

Als ich im Oktober 1886, wie viele andere, zu der Jubiläumsausstellung nach Berlin pilgerte, bestieg ich unterwegs, zum ersten Male wieder seit meinen Studentenjahren, die Wartburg. Aber ich war wenig erbaut davon. Man braucht nicht Abschied zu nehmen von der Welt, wenn man alt wird. Die Welt, die wir liebten, nimmt schon zuvor von uns Abschied und die, von der wir einst scheiden werden, ist dann bereits nicht mehr die unsere. Mit diesem Gedanken sehe ich seit Jahren der Zerstörung des Heidelberger Schloßbildes zu, mit diesem Gedanken verließ ich die Wartburg. Was war aus dem traulichen Waldhause, der alten Lutherburg, jenem stillen „Pathmos" geworden! Man redet heute so viel von Schonung religiöser Gefühle, von dem Respekte, den man der Pietät des Volkes schuldig sei. War es da recht, den einzigen Wallfahrtsort der Protestanten mit Darstellungen der katholischen Legende zu überfüllen, den Wald, in dem Junker Görg jagte, in einen englischen Park zu verwandeln und die vertrauliche Klause, in der der deutsche Mann die deutsche Bibel schuf, zum

Teile einer romanischen Burg zu machen? Nun hat man ein mittelalterliches Schloß, das neben Schwanstein und Stolzenfels doch nicht zählt, und hingegeben hat man dafür ein Altertum, das in seiner Originalität, vom Edelrost ehrwürdiger Vergangenheit bedeckt, vermoost und in Epheu versunken, einen so poetischen Eindruck machte, wie vielleicht keine zweite Burg in Deutschland. Wie kümmerlich und in den Winkel geschoben fristen die Erinnerungen an Dr. Martinus jetzt hier ihr Leben, dessen Geist nicht mehr umgeht in Räumen, in denen die heilige Elisabeth wieder Würste in Rosen verwandelt und einen Glauben bezeugt, den Luther bekämpfte. Wie wollen Pauvels und Thumann gegen Schwind, wie soll der unschöne Augustiner gegen die minnigliche Heilige und den ganzen Tannhäuserspuk des Sängerkrieges aufkommen! So ist diese restaurierte Lutherburg ein rechtes Zeugnis des unseligen Dualismus unserer nationalen Bildung und jener unklaren Romantik, die das Mittelalter will und die Reformation, und der es doch mit der heiligen Elisabeth so wenig Ernst ist, wie mit Martin Luther.

Mit solchen Reiseeindrücken hatte ich die Jubiläumsausstellung in Berlin aufgesucht, in der ehrlichen Absicht, wieder etwas Großes zu schauen, woran der innere Mensch sich aufzurichten vermöchte.

Auch bot sich ja dem Auge so mancherlei dar. Hier versetzten der Zeustempel und der Rundblick von Pergamon den Beschauer in die Zeit der Antike; die Osteria lehnte sich an einen Isistempel, und auch

der Obelisk wies uns nach Ägypten. Vollends welche Masse verwirrender Eindrücke, sobald wir die Ausstellungsräume selbst betraten! Alle Landesväter und Landesmütter Europas, rote und blaue Prinzen, Feldherrn und Schlachtenbilder predigten uns Patriotismus. Miß Grant und Frau von Reichenheim lehrten uns, was Schönheit sei und weißer Atlas. Bilder und Büsten feierten die Heroen der Staatskunst, des Schlachtfelds, der Philosophie und Kunst; Tiroler, Zigeuner, griechische Philosophen, türkische Sängerinnen, Kosaken, ägyptische Bänkelsänger, sogar eine Tanzstunde im Dionysostempel, Meeresstrand, Campagna, Sennhütte, Klubhaus, Viehweide, Boudoir, Seebad, Flußbad und Wannenbad, was lebt, webt und Odem hat, war hier zu schauen.

Der feierliche Anstand, mit dem der Pariser sich im Louvre bewegt, war unter so bewandten Umständen dem Publikum nicht zuzumuten. Hier stritten die einen, ob Miß Grant häßliche Hände habe, da sie schwedische Handschuhe von so ungewöhnlichen Dimensionen trage; dort berechneten sich andere, wieviel der Gesamtwert der zu verlosenden Bilder betrage und wieder andere wollten wissen, wo die Stadt das Buffet aufstelle, wenn sie der Naturforscherversammlung ihr Fest in diesen Räumen gebe. Und wir alle schwatzten mit, denn dieses fröhliche Durcheinander der Eindrücke ließ keine Andacht aufkommen.

Dennoch fehlte es keineswegs an hohen und ernsten Gegenständen. Auch das Religiöse war reichlich

vertreten. Der Sinai, die Synagoge, der Besuch am Sabbat, Passah=Abende und ähnliche Scenen fielen mir zuerst ins Auge. Aber auch Klosterbilder, Kreuzgänge, Chorstühle, Kirchenchöre, S. Marco, S. Stephan, die Liebfrauenkirche und andere große Dome waren ringsum zu schauen. Die Heiligen waren vertreten durch Gregor den Großen, S. Martin, S. Bartholomäus, S. Katharina, S. Genofeva, S. Elisabeth u. a. Die Darstellungen des Ave Maria, der Gang zur Wallfahrt, die Prozessionen, Beichten, Katakomben, altchristliche Feste, moderne Spitäler und barmherzige Schwestern entstammten alle der gleichen Sphäre. Je mehr ich dergleichen sehe, um so mehr drängt sich aber unabweislich die Frage mir auf, wo bleibt denn der Protestantismus? Ist nicht auch hier der gleiche Fall wie auf der Wartburg? Finden die Maler von heute nur noch den katholischen und jüdischen Kultus darstellenswert und sind die Hussiten, Reformatoren und Hugenotten, die Puritaner, die Heiligen Cromwells, die Waldenser, Camisarden und Salzburger gänzlich reizlos geworden für ihre künstlerische Phantasie? Ungeduldig ging ich von Saal zu Saal, ob ich kein evangelisches Kirchlein, keine protestantische Landgemeinde in ihrem Gotteshause oder auf ihrem Gottesacker entdecke? Wo bleibt der Protestantismus? fragte ich immer wieder. Endlich fand ich eine singende Lutherfamilie, die den Mund aufsperrt und mit leeren Augen ins Leere sieht, und den großen Kurfürsten, der Refugiés empfängt. Das ist alles, oder

doch so gut wie alles. In einer Ausstellung von 1291 Nummern in der That nicht viel. Wollten wir aus dieser Thatsache Rückschlüsse machen, so müßten wir vermuten, daß der Protestantismus von heute nur noch in geringem Grade unter diejenigen lebendigen Kräfte der Nation gehört, die mächtig genug sind, auch nach künstlerischer Gestaltung zu ringen.

Allein, daß ein solcher Rückschluß aus einer einzigen Ausstellung übereilt und verkehrt sein würde, braucht kaum gesagt zu werden. Der Zufall hat bei der genannten Erscheinung auch mitgespielt, wie der Umstand zeigt, daß schon der nächste Katalog der Ausstellung der Akademie für das Jahr 1887 eine ganz beträchtliche Anzahl von Bildern aufweist, die eben jene protestantischen Themata behandeln, die wir im Jahre zuvor vermißten. Auch an sich würde es nicht auffallen dürfen, wenn die genannten Stoffe für eine Weile zurücktreten sollten; denn abgesehen davon, daß Intervalle in jeder Sphäre des geistigen Lebens natürlich sind, hat eine eben vergangene Periode die protestantischen Motive mit solcher Vorliebe bearbeitet, daß dieselben heute manchem Künstler als verbraucht erscheinen mögen. Gerade aber in solchen Zeiten der Ebbe sieht man gerne auf den gesicherten Besitz zurück, den die Zeit der Flut uns in den Hafen trug. In der That ist dieser Besitz ein reicher und kostbarer, und es geziemt sich, von Zeit zu Zeit seiner sich wieder zu erinnern.

1.

Daß ich persönlich, wenn ich davon reden darf, den Mangel an protestantischen Motiven auf der Jubiläumsausstellung so stark empfand, hängt damit zusammen, daß ich mich von Jugend auf mit drei deutschen Meistern eifrig beschäftigt habe, die nicht nur nach Gelegenheit auch Lutherbilder malten, sondern die überzeugte Protestanten waren von einer ganz bestimmten religiösen Richtung, und die ihre Theologie in Ölfarbe besser zum Ausdruck gebracht haben, als mancher ihrer Gesinnungsgenossen in Wort und Schrift es vermochte. Diese drei Protestanten der modernen Kunst sind Johann Wilhelm Schirmer, Karl Friedrich Lessing und Wilhelm von Kaulbach. Wer die Laufbahn dieser Männer verfolgte, dem war das wenigstens nicht zweifelhaft, daß die eigentliche Substanz ihrer Bildung, bei Schirmer der gläubige Pietismus, bei Lessing protestantischer Rationalismus, bei Kaulbach die philosophische Aufklärung gewesen ist. Die Künstlerlexika von heute finden zwar nicht einmal für nötig, anzugeben, ob ein Maler von protestantischen oder katholischen Eltern stamme, was bei Darstellern religiöser Stoffe doch immerhin bemerkenswert wäre; von den drei genannten Meistern aber wissen wir, daß die protestantische Tendenz ihr Geistesleben so völlig beherrschte, daß gerade ihre Hauptwerke in erster Reihe ihr zum Ausdruck verhelfen sollten. Dieser dezidierte

Protestantismus ist aber um so bedeutungsvoller, als alle drei aus einer Schule hervorgegangen sind, in der durchaus mittelalterliche und katholische Traditionen vorwalteten. Sie alle waren von der romantischen Schule und deren Kunstfiliale zu Düsseldorf ausgegangen. Walter Scott, Novalis und Uhland hatten ihre ersten Bilder inspiriert. Sie malten Scenen aus der Nachtseite des menschlichen Lebens, aus Irrenhaus und Gefängnis, trauernde Königspaare, Madonnen und Heiligenbilder, Landschaften, die nicht sowohl von dem Reize des Objekts als von der eigenen Stimmung ausgingen, Burgen, Klöster, Kirchhöfe, melancholische Heiden und schauerliches Waldesdickicht mit einer Staffage von Rittern, Mönchen, Pagen und Edelfräulein.

Der Direktor der Akademie war 1814 zu Rom zum Katholizismus übergetreten; doch machte sich Schadows strenge Richtung bei seinem Eintritt, 1826 bis 1830, in der Leitung der Schule noch nicht fühlbar. „Schadow,“ erzählt Schirmer in seiner Autobiographie[1]), „war der väterliche Meister, wir waren seine Jünger, und Brüder untereinander. Sein Religionswechsel war damals ebensowenig von Einfluß auf seine Neigungen für oder wider Anders-

---

1) Düsseldorfer Lehrjahre. Von Johann Wilhelm Schirmer. Ein autobiographisches Fragment. Herausgegeben von Alfred Woltmann; erschienen in der „Deutschen Rundschau“ (1877, Bd. XI, S. 381 ff. und Bd. XII, S. 34 ff.). Die hier angeführte Stelle findet sich Bd. XII, S. 46.

denkende wie sein Fach, Historienmalerei, gegen diejenigen Talente, die sich der Landschafts- oder Genremalerei gewidmet hatten; obgleich er eine gewisse Rangordnung immer konstatierte . . . Aber 1831 kehrte er verändert aus Italien zurück; seine natürlichen Gaben waren mit ultramontanen Schranken umzogen worden, die bald von jedermann empfunden, überall hemmend und störend die früheren Verhältnisse und Grundzüge bedrohten."

In Schirmer und Lessing hatte sich mit der Zeit auch mehr und mehr das protestantische Blut geregt. Sie suchten nach biblischen und protestantischen Stoffen. Über Lessings Hussitenbilder kam 1836 der Streit zum Ausbruch, der schließlich nach zwanzigjährigem Kampf und Zwist zur Spaltung der Schule führte. Kaulbach war schon frühe nach München gezogen; Schirmer, Lessing und Schrödter ließen sich in Karlsruhe nieder, und wir getrösteten uns dort, die Haupterben der Düsseldorfer Verlassenschaft zu sein.

So lernte ich Johann Wilhelm Schirmer in jungen Jahren kennen, als er 1854 nach meiner Vaterstadt berufen wurde, um da eine Kunstschule ins Werk zu setzen.

Aus niederem Stande — er war ursprünglich Buchbindergehilfe gewesen — war er durch eigene Kraft zu einer angesehenen Stellung in der Düsseldorfer Akademie gestiegen und hatte im Grunde keine andere methodische Bildung als die der Volksschule; diese aber war bei ihm ein Ganzes. Seine deutsche

Lutherbibel war der Angelpunkt, um den seine Geisteswelt sich drehte und in deren Dienst er in ganz ursprünglicher Weise seine Landschaftsmalerei gestellt hatte. Der Einwirkung des frommen Vaterhauses entrückt, war er, von den Düsseldorfer Predigern unbefriedigt, dem kirchlichen Leben entfremdet gewesen, bis die Oratorien der Düsseldorfer Musikfeste ihm das von Musik getragene Bibelwort wieder tief in die Seele prägten. Als er in Karlsruhe eintrat, stand diese kirchliche Richtung längst bei ihm fest. Er verkehrte mit den Theologen Ullmann, Frommel, Bähr, Beyschlag, dem österreichisch gesinnten Minister Meysenbug und anderen namhaften Vertretern der konservativen Partei. Aber neben diesem streng abgeschlossenen Kreise bestand ein anderer, dessen Arbeit das neue Karlsruhe aufgerichtet hat. Nur wenige geborene Badener gehörten demselben an. So der Münzdirektor Kachel mit seinen hochbegabten Söhnen und Töchtern, die viel versprachen und dann zumeist vor der Zeit dahingewelkt sind. An seiner Seite stand der geniale Österreicher Redtenbacher und einige andere Professoren des Polytechnikums, vor allem aber Eduard Devrient, der seit 1852 die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte. Der Künstler Schirmer hatte hier seinen natürlichen Anhalt. Als williges und willkommenes Glied schloß er sich in freierer Weise diesem Kreise an, zu dem seit 1858 der vier Jahre später als Schirmer berufene K. F. Lessing, und im folgenden Jahre, 1859, der durch seine

humoristischen Fallstaff- und Donquixote-Bilder berühmte Adolf Schrödter noch hinzukam. Rachel war ein Apostel der Humanität, und sein Evangelium war Lessings Nathan. Ihm stand darin Devrient am nächsten. Karl Friedrich Lessing huldigte nicht so ganz der Theorie seines Großoheims, daß die drei Ringe gleich viel oder wenig wert seien, sondern war sehr geneigt, zum wenigstens zweie derselben für täuschendes, betrügerisches Glas zu erklären. Schirmer aber hatte das feste Vertrauen zu seinem Ringe, daß er von Gott selbst stamme, und die Kraft besitze, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der breite, untersetzte Mann mit dem kurz geschorenen grauen Rundkopfe und den freundlichen grauen Augen hätte um keinen Preis seinen Glauben verleugnet, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lärms, den er erregte, als er an einem Gartentische des freundlichen Wohlfahrtsweiers Shakespeare alles Christentum absprach und Gott dankte, daß unsere Kinder sich nicht mehr aufführen dürften wie Romeo und Julia. Aber in dieser strengen Anschauung, die alles von ihrem kirchlichen Standpunkte betrachtete, war er eine in sich geschlossene Persönlichkeit. Wenn schon seine knorrigen Eichen und der große Wurf seiner stilisierten Landschaften zeigten, daß seine religiöse Richtung ihn mit nichten geistig schwächlich gemacht habe, so hörte man gern von seinen ersten Schülern erzählen, wie gewissenhaft er im Unterrichte sei, wie sie auch in persönlichen Dingen einen wahren Vater an ihm hätten

und mit welcher Energie er die Förderung des neuen Unternehmens einer Kunstschule betreibe, für die damals noch alle Voraussetzungen zu mangeln schienen. Als er in Karlsruhe ankam, fehlte ihm sogar das bei der Berufung zugesagte Atelier. Die Ateliersäle mußten zunächst im Hofe des auswärtigen Ministeriums (bei Meysenbug) aufgebaut werden, bis 1856 endlich die neue Kunstschule fertiggestellt war.

Schirmers erste religiöse Bilder waren unter Schadows Einfluß gearbeitet worden, wollten aber weniger besagen. Dagegen als Landschafter war er der „Ruisdael“ der Düsseldorfer Schule. Sein „Deutscher Urwald“ (Köln), „Waldsee“ (Nationalgalerie), „Bergstraße“ (Darmstadt) hatten ihn berühmt gemacht.

Da kehrte er in Karlsruhe zu der religiösen Malerei zurück, indem er, einer der größten Landschaftsdichter aller Zeiten, die stilisierte Landschaft ebenso zur Darstellung der heiligen Geschichte verwendete, wie Preller in Weimar sie dazu gebrauchte, uns die Odyssee nahe zu bringen.

In welcher Weise Schirmer die Stimmung der Landschaft zur Erläuterung der heiligen Geschichte zu verwenden wußte, die ihm nicht Staffage, sondern Zweck des Bildes ist, zeigen vielleicht am klarsten die vier Ölbilder in Karlsruhe, welche die Geschichte des barmherzigen Samariters darstellen. Sie erinnern in der Methode, zumal das erste frische Morgenbild, an Claude Lorrains Schicksale des jungen Tobias;

doch ist die Personengruppe bei Schirmer wichtiger und mehr Kern des Ganzen.

Eine Morgenlandschaft, die jeden Beschauer mit frischer Wanderlust füllt, eröffnet den Cyklus. Kühler Frühnebel liegt auf der duftigen Gegend und lockt in die Ferne. Der Brunnen glänzt in der Morgensonne, während das Pferd zur Reise getränkt wird. Am Thore nimmt der Wanderer Abschied von den greisen Eltern. Der Stab in der Hand verrät seine Absicht, die bewegte Haltung der Eltern deutet auf die Gefahren des Weges, der vor ihm liegt. Das ist der Eingang: „Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho.“

Auf dem zweiten Bilde ist die Mittagssonne heraufgezogen. Ein heißer Südwind jagt den Staub und zaust die Bäume. Eine gottverlassene, trostlose Landschaft mit wilden Felsen und modernden Bäumen zeigt die Enge, durch die der Pfad des Wanderers führt. Trübe, schwüle Hitze, in der der Mensch zu jeder Schandthat fähig ist, lagert über dem schattenlosen Wege. „Und der Wanderer fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn.“

Wir sehen die Bösewichter an der Arbeit und erraten die Kluft, aus der sie hervorgebrochen und durch die sie sich wieder zurückziehen werden. Der eine bearbeitet den Armen mit einer Keule, der andere hat einen Stein erhoben. Aber man berechnet sich auch, daß der Felsblock nicht richtig treffen wird. Er muß das Ziel verfehlen. Nur der Schlag der Keule

ist gefährlich. Bereits ist das Opfer hingestreckt. „Und sie gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.“

Auf dem dritten Bilde ist der Abend angebrochen. Eine weiche milde Dämmerung hat sich über die Landschaft gelegt, welche die Leidenschaften löscht und das unverdorbene Herz zur Milde und Barmherzigkeit stimmt. Mit dieser Stimmung des Bildes steht im Einklang die rührende Gruppe des barmherzigen Samariters, „der reisete und kam dahin, und da er ihn sah, jammerte ihn sein. Ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß darein Öl und Wein, und hub ihn auf sein Tier, und führte ihn in die Herberge und pflegete sein.“ Auch den Priester und Leviten, die hartherzig vorübergegangen waren, zeigt uns das Bild, wie sie sich eilig davon machen. Man sieht ihnen ihr böses Gewissen selbst von hinten an, und daß der Maler Protestant ist, zeigt die Mönchskapuze, die er dem einen, der lange Rock, den er dem andern angethan hat.

Auf dem vierten Bilde ist der Mond aufgegangen, der alles mit seinem versöhnenden Lichte überglänzt. „O Nacht des Mitleids und der Güte, die auf Judäa niedersank,“ möchte man mit dem Dichter sagen. Alle Unebenheiten und rauhen Klippen unseres Erdenweges sind verhüllt, nur die großen Verhältnisse der Welt treten noch hervor und, wie das milde Auge Gottes, sieht der Mond auf die still gewordene Landschaft herab. Sorgenvoll stehen die Eltern an der Thüre und spähen hinaus, warum der Sohn so

lange ausbleibe? Der Brunnen, an dem am Morgen die Tiere getränkt wurden, glänzt im Mondlicht; es ist so still, und die Ringe im Wasser sind so klar, daß wir die Quelle fast plätschern hören. Da kommt der lange Erwartete endlich an, gestützt von dem barmherzigen Samariter. Sein Antlitz ist bleich und leidend, der Kopf verbunden, aber dankbar blickt er zu seinem Wohlthäter hinab, der das Pferd sorglich am Zügel leitet, damit sein Schritt das schmerzende Haupt des Kranken nicht allzusehr angreife.

So schließen sich Stimmung der Landschaft und Figuren zusammen, um uns den Inhalt der Erzählung gemütlich nahe zu bringen, wie pure Historienmalerei es nie vermöchte. Ist bei Preller die Figurenwelt die Hauptsache und die Landschaft mehr Dekoration, so hat Schirmer die Seele vielmehr in die Landschaft gelegt. Und weil er als Landschafter malte, trägt er auch kein Bedenken, in seinen Kohlenzeichnungen die Staffage zuweilen Schnorr zu entlehnen. Doch fallen gerade diese mehr pathetischen Gruppen (es sind die Austreibung aus dem Paradiese, Kains Opfer und Abrahams Einzug in Kanaan) deutlich aus der Simplizität Schirmerscher Darstellung heraus. Die Symphonie von Landschaft und Erzählung ist der Vorzug der sechs Darstellungen aus dem Leben Abrahams, welche die Nationalgalerie in Berlin zu einem Kabinett vereinigt hat. Auch sie sind Stimmungsbilder von ergreifender Harmonie. Gleich das erste, auf dem Abraham das gelobte Land hell

und lockend vor sich sieht, während die Wildnis und das Dunkel verworrener Pfade hinter dem wunderbar Geführten liegen, ist ein Musterstück idealer Landschaft.

Diesen ganzen biblischen Landschaften-Cyklus durften wir in Karlsruhe der Reihe nach entstehen sehen[1]. Auf einer Reise nach Paris im Jahre 1850 hatte Schirmer sich ein neues Verfahren angeeignet, Kohle auf Papier zu fixieren, und so erwuchsen die 26 Kohlenzeichnungen, die in der Karlsruher Galerie — (neuerdings leider für die Beschauung sehr ungünstig) — aufgehängt sind. Der Mangel eines Ateliers hatte Schirmer in seiner ersten Karlsruher Zeit auf dieses dürftige Material hingewiesen, das ihm dann je länger, je vertrauter ward. Nie ist mit einfacheren Mitteln ein größerer Eindruck erzielt worden, und für die schlichte religiöse Poesie der Bibel schien diese einfachste Technik zugleich die passendste, wie ja jedes vollkommene Kunstwerk dem Beschauer den Eindruck macht, daß es so und nicht anders sein müsse und in gar keinem andern Material ausgeführt werden dürfe. Die Übersetzung in Ölfarben zeigte dann freilich, daß das bessere Material auch eine noch reichere Darstellung des Gedankens ermögliche.

Das eine Urteil aber drängt sich unwillkürlich auf, daß es des einfachen, schlichten Sinnes des frommen

---

1) In photographischer Nachbildung sind sie erschienen bei J. Velten in Karlsruhe: Biblisch historischer Landschaften-Cyklus von J. W. Schirmer. 26 Blatt.

Künstlers bedurfte, um die evangelische Einfalt und prophetische Tiefe dieser Gestalten zu schaffen. Wer auf andere stark wirken will, muß vor allem mit sich selbst eins sein, und diese Einheit und Festigkeit der Gesinnung besaß Schirmer. Ludwig Häusser sagt einmal von Luthers Bibelübersetzung: „Um die patriarchalische Einfalt, die durchaus schlichte, kindliche Art des alten Testaments zu treffen und die volksmäßige Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden, dazu gehört eine kongeniale Ader, dazu gehört die Seelenverwandtschaft eines Geistes, der sich die naive, treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Volkes bewahrt hat, die man mit aller Gelehrsamkeit der Welt nicht erlernen, wohl aber über der Welt und den Büchern leicht verlernen kann.“ Ganz dasselbe möchten wir auf Schirmer anwenden. Seit Haydns „Schöpfung“ haben wohl nur wenige es vermocht, das Paradies in so kindlich unschuldiger Weise darzustellen wie Schirmer, in dessen ersten Blättern Eva harmlos, gleich einem Kinde, mit den Rehen spielt, mit den Tieren am Wasser scherzt, so daß man gestehen muß, der Künstler hat dem viel behandelten Stoffe eine neue Seite abgewonnen, die uns für unsere Weise des Empfindens am unmittelbarsten zeigt, was paradiesische Unschuld, was ein Leben vor dem Fall heißen wolle. Das Gleiche gilt von der Darstellung der Sintflut. Die meisten Darsteller der Flut erreichen genau das Gegenteil von der Absicht der heiligen Erzählung. Die raffinierten Situationen,

die Kaulbach sich aussann, oder die gehäuften Greuel der Darstellung von Gustav Doré, der die Menschen ersäuft wie einen Haufen Engerlinge, und dessen Gruppe gipfelt in der armen Tigermutter, die ihr Junges mit den Zähnen vor der steigenden Flut emporhält, solche Darstellungen erwecken Zorn gegen eine Gottheit, die unbarmherzig ihre Geschöpfe vertilgt, und Mitleid mit der armen gequälten Menschheit. Schon als Kind habe ich dem Bilde des Orbis pictus gegenüber immer die Empfindung gehabt, daß dieser Gott ein sehr böser Mann sein müsse, der arme Menschen und Tiere also quäle. Auch hier hat Schirmer das Rechte getroffen. Er erweckt uns den Eindruck, daß hier ein gerechtes Gericht sich vollziehe, eine göttliche Apokalypse. Gott handelt. Das dunkle Wettergewölbe, welches Feuer ausschüttet, die furchtbar herniederfahrenden Blitzstrahlen, die grell beleuchtete Arche, die ruhig von den steigenden Wassern getragen wird, sie zeigen Gottes Zorn über die Sünder und Gottes Barmherzigkeit gegen die Gerechten. Von der Not der flüchtenden Menschen sehen wir nicht mehr als nötig ist, um den Eindruck zu gewinnen, daß keine Aussicht auf Rettung sei, wo Gott selbst dem Verurteilten den Weg verlegt. Schirmer steht eben auf dem Standpunkte der Schrift gegenüber dem Ereignis. Mit der Schlichtheit, die dem aus dem Arbeiterstande herausgewachsenen frommen Manne eigen war, sieht er die Vorgänge, während für die andern die Sintflut nur ein Motiv ist, das

ihren Witz und ihre anatomische Meisterschaft in Bewegung setzt. Um ein protestantischer Maler zu sein, ist es nicht genug, wie Thumann Lutherbilder zu malen in den weichen Formen, mit denen derselbe Meister griechische Götter und katholische Heilige malt, sondern man muß protestantisch empfinden, und das that Schirmer. Er ist und bleibt für alle Zeiten der Maler des bibelgläubigen Protestantismus.

2.

Wie Schirmer die evangelische Frömmigkeit, so vertritt Karl Friedrich Lessing den protestantischen Rationalismus in der Form, in der ihn der Großoheim auf die Familie vererbt hat. Auch er ist jeder Zoll ein Protestant, aber ein liberaler.

Als Karl Friedrich Lessing, im Jahre 1858, in der Eigenschaft eines Direktors der Gemäldegalerie nach Karlsruhe berufen ward, hatte diese Ernennung nicht nur den Charakter eines künstlerischen, sondern auch eines politischen Ereignisses. Es war ein Beweis, daß trotz der Konkordatsverhandlungen mit Rom die kirchenpolitische Witterung umschlage; denn unter allen Namen der deutschen Kunst war kein anderer den Ultramontanen so verhaßt wie derjenige Lessings. Von der romantischen Schule in seinem „Klosterhofe“ (1825) und dem „trauernden Königspaare“ (1828) ausgehend, Lieblingsschüler Schadows, hatte Lessing sich eine streng protestantische

Gesinnung bewahrt. Mit Vorliebe wählte er seine Gegenstände aus der Zeit der Konflikte zwischen Kirche und Staat, und niemand, der seine Bilder betrachtete, konnte zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Sympathien des Malers standen. Wir erinnern an „Ezzelino im Kerker von Mönchen zur Buße ermahnt,“ 1836, an die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V.,“ 1840, und desselben Kaisers „Zurückweisung vor der Klosterpforte von Prüfening,“ 1844. Lessing war es, der Huß und die Hussiten in Deutschland wieder populär machte durch seine „Hussitenpredigt,“ 1836, „Huß vor dem Konzil,“ 1842, „Huß auf dem Scheiterhaufen,“ 1850; und direkt im Dienste des Protestantismus stand die „Verbrennung der Bulle zu Wittenberg,“ 1853. Die „Hussitenpredigt,“ jetzt in der Nationalgalerie, die durch die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und die überzeugende Darstellung fanatischen Glaubenshasses sofort auffiel, und noch mehr „Huß vor dem Konstanzer Konzil,“ das wahre Typen bösartiger Pfaffengesichter zeigt, hatten in den katholischen Rheinlanden unliebsames Aufsehen erregt. Trotz der vornehmen Haltung der Darstellung, wurde Lessing der Verhöhnung der katholischen Kirche bezichtigt. Monate lang gab das letztere Bild den Stoff zu den gehässigsten Zeitungsangriffen, die „Historisch-politischen Blätter“ brandmarkten den Meister als bösartigen Tendenzmaler; Philipp Veit legte die Leitung des Städelschen Instituts nieder, als das Bild für Frankfurt ange=

kauft wurde, und Schadow betrat für lange Zeit das Atelier des Mannes nicht mehr, der ihm zuvor als sein bester Schüler gegolten hatte. Ja, die ganze Düsseldorfer Schule, in der die romantischen Anfänge mit dem liberalen Geiste der Gegenwart schon lang im Streite gelegen hatten, spaltete sich. Schon lange war Direktor Schadow der einseitigen Begünstigung der heiligen Malerei und des engherzigen Konfessionalismus beschuldigt worden. Der süßlichen Oberflächlichkeit seiner Heiligenbilder setzten die Jüngeren moderne Stoffe und kräftigere Farben, freiere Formen entgegen. Dieser jungen Schule galt Lessing als Führer und Obmann, wiewohl der vornehme Schweiger nicht das mindeste that, um die Opposition zu steigern oder die Kluft zu erweitern. Aber die Zustände waren unhaltbar geworden. Ein großer Teil der Maler verließ die Säle der Akademie und mietete Privatateliers. Doch, was sich anfangs wie ein Zerfall der Schule anließ, erwies sich bald als heilsam und fruchtbar. Die Einseitigkeit und Enge der romantischen Überlieferung war gesprengt, und eine reiche Fülle künstlerischer Individualitäten gewann nun Luft und Licht, sich zu entfalten.

Nach den großen Stürmen, die Lessing durch seine Hussitenbilder erregt hatte, durfte man in Karlsruhe gespannt sein, wie der Meister sich persönlich darstelle, den die ultramontanen Blätter als einen neuen Nicolaus Manuel oder Beheim ausschrieen. Aber die Erscheinung des Neuberufenen stand mit dem Bilde,

das man sich aus diesen Zeitungskämpfen gemacht hatte, in denkbar größtem Widerspruch. Man fand einen stattlich schönen Mann von zurückhaltendem norddeutschem Wesen, ernst und wortkarg. Sein charaktervolles Profil, das scharfe Falkenauge unter den buschigen Brauen, die feste militärische Haltung ließen durchaus nicht auf einen liberalen Stürmer schließen. Aristokratisch in sich abgeschlossen, machte er es den Leuten nicht leicht, ihm nahe zu kommen. Aber wie alle wahre Vornehmheit, war er durchaus schlicht und human im Verkehre auch mit Unbedeutenden, und ich glaube nicht, daß er persönlich einen Feind gehabt hat. Zur Erholung ging er am liebsten auf die Jagd, die bei seinem treuen Malergedächtnis ihm zugleich immer wieder neue Stoffe für seine Landschaftsbilder zuführte. Behaglich schmunzelnd, aber schweigsam, saß er dann in dem großen Kreise, den seine gesellige Gattin um ihn und sich versammelte. Die Ausflüge in den großherzoglichen Wildpark, bei denen unter den alten Kiefern und Eichen eine bunte Gesellschaft sich versammelte, sind allen Teilnehmern als eben so vergnügte wie anregende Stunden im Gedächtnis; aber sie waren mehr der Frau, als ihm zu danken.

Das erste der großen historischen Bilder, die er in Karlsruhe ausstellte, schien eine Rückkehr zu den romantischen Anfängen der Düsseldorfer Zeit zu bedeuten. „Der Sarg Heinrichs IV. in der ungeweihten Kapelle zu Speyer,“ das war ganz ein Gegenstand

im Geschmack der Romantik. Aber der Kundige sah doch sofort hinter dem katholischen Stoffe den protestantischen Gedanken; denn auch diese stille Scene hatte ihren Stachel. Mitleid mit dem toten Kaiser, den die Kirche selbst im Tode nicht frei gab und den sie im Sarge wie im Leben mit ihrem Fluche verfolgte, war schließlich doch die wesentliche Wirkung des schwermütigen Bildes.

Auch das zweite Bild, „Die Kreuzfahrer," das schon bei seiner Entstehung die Gesellschaft der Residenz in lebendige Bewegung setzte, griff in das Mittelalter zurück. Jetzt erfuhren wir, was es mit der Düsseldorfer „Kostumepoesie" und den „Stoffeffekten" auf sich habe. Wenn Otto Knille spottet, daß in Düsseldorf die ganze „Puritanermalerei" aus Leutzes rindsledernen Reiterstiefeln und die „dreißigjährigen Krieger" aus Lessings Radschloßbüchsen herausgewachsen seien, [1]) so stand in Karlsruhe schon ein reicheres Material für solche Düsseldorfer Neigungen zur Verfügung. Eduard Devrient mußte seine wahrhaft gelehrte Trachtenkunde zur Verfügung stellen, Zeughäuser und Garderoben wurden in Anspruch genommen, Schauspieler und Offiziere rechneten es sich zur Ehre, Modell zu stehen. Jedermann erwartete ein Bild im frömmsten Sinne des Mittel-

1) „Deutsche Rundschau" (1886, Bd. XLVIII S. 239 ff. und S. 414 ff.): „Grübeleien eines Malers über seine Kunst," S. 422, Anm. 1.

alters; aber wie der Großoheim im „Nathan“ über die Kreuzfahrer geurteilt, so hatte der Großneffe in seinem Bilde die Sache aufgefaßt. Kaulbach hat es im Berliner Neuen Museum versucht, sich in betreff der Kreuzzüge auf den mittelalterlichen Standpunkt zurückzuschrauben, aber er vermochte nichts wider seine wahre Gesinnung. Kein Bild des ganzen Cyklus ist so leer und phrasenhaft ausgefallen, wie dieses. Lessing malt die Kreuzfahrer als Protestant, mit menschlicher Teilnahme für die Helden, deren Zweck ihm aber als Chimäre erscheint.

Wir sehen eine verirrte und verschmachtende Schar von Rittern und Frauen, welche die fata morgana des zu erobernden Jerusalem in die Wüste gelockt hat. Aber das Traumbild ist zerflossen. Nicht ein fanatisches: „dios lo volt,“ sondern ein verzweifeltes: „Wasser! Wasser!“ ist der einzige Schrei, der aus dem Munde der Verdurstenden uns entgegentönt. Und sie haben es gefunden! Die Vordersten tauchen ihre heißen Gesichter in den Fluß, Pilger schlürfen gierig aus ihren Hüten und stürzen von dem raschen Trinken ohnmächtig zusammen, edle Herren streiten um ein Schöpfgefäß, ein Tankred reicht seiner Chlorinde einen gefüllten Becher, aber sie stützt den Kopf in die Hand und fühlt sich zu elend, um ihn zu nehmen. Mit dem gleichen Gefühle der Schwäche ist ein junger Mönch auf einem Felsen zusammengesunken. Die Müdigkeit, der Durst, das Fieber haben ihn gebrochen. Er kann nicht weiter. Diesen Kreuzfahrern

sind alle Ideale verflogen. Was gäben sie darum, wieder in der Heimat zu sein. Aber jenseits des Stromes beobachten bereits Beduinen auf schlanken Araberrossen jede ihrer Bewegungen. Sobald sie sich aufraffen, wartet ihrer neuer Kampf, und wir ahnen, daß keiner von ihnen die geliebte Heimat wiedersieht. Es ist nicht mehr der Standpunkt der Düsseldorfer Romantik, es ist der Standpunkt der Rotteckschen Weltgeschichte, von dem aus Lessing den Kreuzzug betrachtet. Das ganze Unternehmen ist dem Maler eine Thorheit, deren Folgen er uns hier in ihrer vollen Trübseligkeit vors Auge stellt. Nur darf man nicht meinen, daß der Meister den Vorgang darum trivialisiert habe. Diese edlen Gestalten, diese schönen Gesichter, die herrlichen Rosse, selbst die treue Dogge, die am weitesten dem Beschauer ins Wasser entgegenläuft und durch ihr gieriges Trinken die Stimmung der Menschen symbolisiert, sie alle wecken ein stechendes Gefühl des Mitleids über so viel verschwendete und irregeleitete Kraft; aber diese irrenden Ritter sind viel zu vornehm und hoheitsvoll geschildert, als daß eine Empfindung von Geringschätzung ihres Irrtums Platz greifen könnte. Dabei ist das Bild von wunderbarer Farbenharmonie; der vom gelben Wüstenwinde verdunkelte Himmel, der trübe Strom, die maßvoll auf einander gestimmten Gewänder haben einen Reiz, den für ein gebildetes Auge Makartsche Glasfensterfarben in aller ihrer Glut niemals üben.

Mit welcher Sorgfalt der Meister die Gruppen abwog, zeigt der in den „Handzeichnungen“ veröffentlichte Entwurf, der als Interpret der Intentionen der einzelnenen Gruppen außerordentlich schätzbar ist, und diese Intention auch zum Teil viel drastischer zum Ausdruck bringt. Wirft man dann aber wieder einen Blick auf das vollendete Bild, in das der Künstler den reichen Stoff hineinbändigte, auf dem er das Einzelne mit feinem Liniengefühl gruppierte, das Leidenschaftliche maßvoll milderte, dann spricht man mit Goethe: „In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister.“

Bei dem dritten der großen Karlsruher Bilder, der „Leipziger Disputation,“ war es mir vergönnt, aus eigener Anschauung zu sehen, welches Studium Lessing auf die gelehrte Vorbereitung seiner Bilder verwendete. In der von Eduard Devrient gegründeten „litterarischen Gesellschaft,“ der auch Lessing als schweigsamer Teilnehmer angehörte, war ich mit ihm ins Gespräch gekommen. Indem er sich über die kirchlichen Zustände unter Friedrich Wilhelm IV. ausließ, gewahrte ich erst, welch' leidenschaftlicher Gegner des Pietismus und Ultramontanismus in diesem Großneffen Gotthold Ephraims stecke. Er sprach dann von seinen Vorstudien für die Leipziger Disputation, und ich empfahl ihm den fünfzehnten Band von Walchs Lutherausgabe, wo er eine Fülle von Berichten bequem beisammen finde. Darauf erlaubte er mir, ihn im Atelier zu besuchen, was ich mir natür-

lich nicht zweimal sagen ließ. So wurde ich Zeuge des bewundernswerten Gelehrtenfleißes, mit dem der Meister derartige Arbeiten vorbereitete.

Die nötigen Porträts wurden aus allen möglichen alten Holzschnitten und Kupferstichen zusammengetragen und, was nicht käuflich war, von ihm selbst abgezeichnet oder photographiert. So trug er siebenundsiebzig verschiedene Köpfe zusammen, die zumeist Melanchthon, Luther, Karlstadt, Bugenhagen, Eck und Herzog Georg darstellen. Die Sammlung ist nachmals in meinen Besitz übergegangen, wie sie denn auch von großem kirchengeschichtlichen Interesse ist. Manche Freunde bedauerten die Zeit, die Lessing auf solche gelehrte Vorstudien verwende, und in der That war seine Sorgfalt in betreff des Kostüms geradezu skrupulös. Als ich einst die Frage stellte, ob die Raphaelmütze, die Bugenhagen auf dem Bilde trägt, auch in Wittenberg gebräuchlich gewesen sei, hieß er mich in einigen Tagen wiederkehren, und als ich dann erschien, hatte er mit großem Zeitverlust aus Hofbibliothek und Kupferstichkabinett eine Menge Porträts sich verschafft, die darthaten, daß allerdings diese Kappe damals durch ganz Europa ging. Ein andermal hatte der Hofmarschall, der wegen des Vorkaufrechts des Großherzogs mit ihm verhandelte, die Bemerkung hingeworfen, daß Lessing die Seiten für das Landeswappen und Hauswappen auf dem Vorhang des Throns vertauscht habe. Den Meister verdroß das, und nachdem er sich von der heraldischen Richtig-

keit der Ausstellung mit vieler Sorgfalt überzeugt hatte, strich er den ganzen oberen Teil des Vorhangs wieder zu und versetzte die Wappen — für das Bild nicht nur ein überflüssiges Bemühen, sondern sogar ein schädliches, denn man bemerkt noch heute an der trüberen Farbe die Übermalung. Aber er wollte nicht das Bewußtsein in sich tragen, daß eines seiner Bilder durch einen heraldischen Mißgriff sich in den Augen des Marschallamtes eine Blöße gebe.

Ein Gespräch zu malen ist immer eine gewagte Sache, denn um das Reden in ein Handeln zu verwandeln, das dem Beschauer Eindruck macht, ist der Künstler stets in Gefahr, den Gesichtsausdruck und die Mimik seiner Figuren so zu steigern, daß sie sich uns gleichsam durch die Fingersprache verständlich machen und wir ihnen die Worte von den Lippen lesen. Das aber ist unschön. Als Moritz von Schwind, der auch viel in Karlsruhe verkehrte, von Lessings neuen Plänen hörte, sagte er in seiner kaustischen Weise: „So, der malt wieder ein Taubstummenkabinett!“ Ein solches ist nun das Bild nicht geworden; aber Mühe genug kostete es den Meister, den Zusammenstoß zwischen Eck und Luther zu dramatischem Ausdruck zu bringen. Da er sich zunächst aus Ranke orientiert hatte, rückte er den Moment in den Mittelpunkt, den dieser als die Kulmination der Leipziger Disputation bezeichnet. Luther hat soeben behauptet, auch kirchlich anerkannte Konzilien hätten geirrt, worauf Herzog Georg mit

dem Fluche antwortet: „Das walt die Sucht,“ während Eck den Entrüsteten spielt und den „ehrwürdigen Vater“ für einen „Heiden und Zöllner“ erklärt. Die Episode hat nach dem Protokoll nicht ganz die Bedeutung, die Ranke ihr beilegt, und insofern haben wir mehr eine ebenbürtige Illustration zu Ranke, als einen wirklich historischen Vorgang vor uns. Kein Leser der bekannten Reformationsgeschichte aber wird auch nur einen Augenblick im Zweifel bleiben, welche Scene Lessing darstellen wollte. Auf dem ersten Entwurfe, der gleichfalls in den Handzeichnungen veröffentlicht ist, wendet Luther sich gegen Herzog Georg, der ihm einen mißbilligenden Blick zuschleudert, während Eck, ein bösartiges Gelehrtengesicht, mit hämischer Freude von der unvorsichtigen Äußerung Akt nimmt, die seinem Gegner entfahren ist. Der sechsunddreißigjährige Luther ist in dem Entwurfe weniger jugendlich aufgefaßt, als auf dem fertigen Bilde, wo er eher wie ein Sechsundzwanzigjähriger aussieht und fast Thumannsche weiche Formen zeigt, während der Entwurf ihn mager schildert, nach dem bekannten Briefe des Vorsitzenden des Gesprächs, des Petrus Mosellanus, der berichtet, Luther sei von Askese so abgezehrt, daß man alle Rippen an seinem Leibe zählen könne. Wer einen Blick auf den Eck des Ölbildes wirft, dem fällt gleichfalls das Wort des Mosellanus über Eck ein: „Corpus habet quadratum.“ Nach diesem nicht eben schmeichelhaften Signalement ist das Porträt genommen. Die Figur des Herzogs,

die in dem fertigen Ölbilde etwas direkt im Prospekt sitzt, ist in der Handzeichnung historisch treuer. Nicht weniger als acht verschiedene Porträts und Münzabdrücke hatte Lessing vor sich; dennoch kann das fertige Bild den Einfluß des Modells, eines bekannten Karlsruher Hofschauspielers, nicht verleugnen. Die häßliche Mütze, die Luthers jugendliches Haupt verunstaltet, verdankt einer Zeichnung Lucas Kranachs von 1521 ihren Ursprung, die Lessing als das früheste ihm zugängliche Profilbild des Reformators ursprünglich zu Grunde legte. Das Gesicht freilich formte er dann jugendlich um, nur die häßliche Kappe ist geblieben.

Auf welcher Seite die Sympathie des Malers bei dem dargestellten Vorgang stehe, kann auch hier keinen Augenblick zweifelhaft sein. Auf der einen Seite haben wir den schwärmerischen jungen Luther, das sinnige, feine Gesicht Melanchthons, die behaglichen Züge „unseres Pfarrherrn“ Bugenhagen, Karlstadts etwas einfältige, aber gesinnungstüchtige Biederkeit; auf der andern Seite die feindselig aufgerichtete Gestalt Ecks und neben ihm den plumpen Mönch, der sich offenbar auf den in Aussicht stehenden Scheiterhaufen freut. Dazu hängen die sympathischen Züge des jungen Pommernherzogs so schwärmerisch an Luthers Lippen, daß der erste Blick zeigt: die Jungen gehören Luther. Ist doch selbst dem Hofnarren der Spaß und das Schellengeklingel vergangen, und andächtig schaut er, seines Amtes vergessend, zu Luther empor.

Man mag Lessings Hußbilder mit den interessanten, leidenden Zügen des slavischen Märtyrers und der bewegteren Handlung dramatischer finden an künstlerischer Durcharbeitung der einzelnen Gestalten, an feiner Charakteristik und geistigem Inhalt aber stellt „die Leipziger Disputation“ den Höhepunkt seiner protestantischen Malerei und seiner Historienbilder überhaupt dar. Mehr als ein Kritiker hat der Historienmalerei unserer Tage den Vorwurf gemacht, daß das Kostüm meist eindrucksvoller wirke, als die Gestalten, weil der Maler in seinem Atelier einen thatsächlichen Rock einer nur vorgestellten, abstrakten Person oder einem indifferenten Modell anziehe, so daß der Mensch gegen den Stoff zu kurz komme. Noch bei den „Kreuzfahrern“ scherzten manche darüber, daß die Gewänder die lange Wüstenreise so trefflich bestanden hätten. Für die „Disputation“ trifft das nicht zu. Der Meister hatte sich in langem Umgang mit dem Charakter seiner Gestalten vertraut gemacht, und alles Interesse konzentriert sich auf den Ausdruck ihrer Mienen, aus denen der Geist der Handlung hervorsprüht. Der Zeitverlust, der mit der gelehrten Vorbereitung solcher Arbeiten verbunden war, mag den Meister, an den das Leben damals starke Anforderungen stellte, abgehalten haben, wieder ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Er kehrte zur Landschaft zurück, die ihm rascher von der Hand ging. Wir aber gehören nicht zu denen, die es bedauern, daß Lessing der Historienmalerei so viele Zeit

geopfert hat. Es wird so leicht keiner wieder kommen, der uns ein Gleiches bringt.

Als Kuriosum füge ich schließlich hinzu, daß die badische Gerneralsynode von 1867, die Schenkel von der Anklage auf Ketzerei entband, in ziemlich starker Vertretung sich um das Bild der Leipziger Disputation geschart hat. Ich selbst führte Rothe und Schenkel bei dem Meister ein, worauf eine wahre Wallfahrt der geistlichen Herren nach Lessings Staffelei begann, die den arbeitsamen Mann ernstlich belästigte, so daß ich selbst für gut fand, mich so bald nicht wieder im Atelier sehen zu lassen.

3.

Wenn Lessings rationalistische, aber humane Anschauungen in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wurzeln, so ist **Wilhelm von Kaulbach** dagegen der Maler des philosophischen Protestantismus oder, wenn man lieber will, der Maler der modernen Weltanschauung. Bei ihm aber ist diese Weltanschauung durchaus antihierarchisch, und in einzelnen Werken, wie den Illustrationen zu „Reineke Fuchs“ und dem „Arbues,“ spricht sich sogar ein unverhohlener Haß des leidenschaftlichen Mannes gegen allen Katholizismus aus. Das innerste Wesen seiner Kunst ist Reflexion, Berechnung, und wüßten wir es nicht aus seinen Biographien, wir würden es den Fresken des Berliner Neuen Museums ablesen, daß

dieser Maler zugleich ein großer Historiker war. Zu jeder Gruppe der Zerstörung von Jerusalem läßt sich das Kapitel des Flavius Josephus angeben, dem er das ganze Drama entnahm; und man sieht sofort, er schöpfte aus den Quellen. Eine Fülle historischen Wissens war nötig, um mit dieser Sicherheit die Träger der Renaissance zu charakterisieren, wie es ihm auf seinem Reformationsbilde gelang; und welch' großartige Auffassung tritt uns in seiner mächtigen Hunnenschlacht entgegen, in der die Toten den Lebenden die Waffen reichen zu dem Kampfe gegen die Barbarei, der niemals ein Ende nimmt.

Wenn Kaulbach in diesen großen Bildern der Universalhistorie zuweilen die Regel Lessings vergaß, daß man nur malen dürfe, was sich im Raume gleichzeitig zuträgt und mit einem Blicke des Auges zusammen geschaut werden kann, so hat ihn sein reiches historisches Wissen zu diesem Fehler verleitet. Indem Kaulbach den ganzen Josephus malen wollte, kam er dazu, die hungernde jüdische Mutter noch ihr Kind verzehren zu lassen, während die Römer schon in die Stadt dringen, die Christen das Evangelium in die Völkerwelt tragen und der ewige Jude seinen Fluchtweg durch die Jahrhunderte antritt. Die Propheten, die, was wir sehen, als Zukünftiges weissagen, die Erfüllung des Geweissagten in der Gegenwart, die Zukunft des Judentums und der Christengemeinde können wir uns nicht in einem Akte vergegenwärtigen; das Bild wird Allegorie und zwar

gelehrte Allegorie, denn der Historiker hat dem Maler Aufgaben gestellt, die dem Wesen seiner Kunst widersprechen. In ähnlicher Weise wie die Zerstörung von Jerusalem setzt jedes Bild von Kaulbach ein fleißiges Studium der historischen Litteratur voraus; und als er seinen Nero malte, fand Carl Schwartz aus Gotha den Meister vertieft in das Studium von Renans Antichrist und ähnlicher geschichtlicher Darstellungen der apostolischen Zeit. Die Philosophie an sich ließ ihn kalt und in seinem „Narrenhause“ hat er dem Wahnsinn des philosophischen Bewußtseins, das sich mit der Gottheit identificiert, einen Vertreter gegeben. Seine Philosophie ist eine praktisch protestantische. Seine satirischen Werke, der Totentanz und ähnliche Bilder, zeigen, wie er dem Stoffe keineswegs nur als Künstler, sondern als liberaler Protestant gegenübersteht. Seinem protestantischen Eifer genügt es nicht, der römischen Wölfin Victor Emanuel und den Papst an die Brust zu legen, Mönchen und Hofpredigern die Köpfe im Bilde aneinanderzustoßen, uns Reineke vorzuführen, der als Jesuit Bellinen einredet, daß er unfehlbar sei: sondern seine rabies theologica macht sich auch in fragwürdigen Distichen und Glossen unter dem Bilde oder am Rande desselben Luft. Man glaubt Holzschnitte aus der erregtesten Zeit der Reformation vor sich zu haben, wenn man diese leidenschaftlichen Blätter in die Hand nimmt. Aber dieses Übermaß des Zornes kleidet den Künstler schlecht. Wir sehen hinter dem Bilde ein verzerrtes Gesicht,

nicht den souveränen Humor, der sich dem Gegner überlegen fühlt.

Schon in den Werken seiner besten Zeit tritt bei Kaulbach ein Zug von Menschenhaß und Weltverachtung hervor, der wohl in den schweren Erfahrungen seiner Jugend wurzelt. Als Sohn einer zerrütteten Familie, deren Haupt sich sogar kriminelle Strafen zugezogen hatte, waren ihm die entsetzlichsten Jugendeindrücke nicht erspart geblieben. In der Verwandtschaft umhergestoßen, als Hausierer mit selbstgemalten Tassen von Thüre zu Thüre gejagt, hatte ihm sein Talent schließlich doch die Pforten der Düsseldorfer Akademie geöffnet, und Cornelius hatte dem begabten Jüngling einträgliche Zeichenstunden sogar im Schlosse zugewiesen. Aber wie alt und verbittert sieht das Selbstporträt aus, das der zwanzigjährige Menschenfeind auf ein und derselben Stube mit dem für alle Wohlthaten der Anstalt so dankbaren Schirmer von sich gemalt hat! Zu spät war er den unseligen Verhältnissen entrissen worden; die ersten Eindrücke hafteten unauslöschlich, und das Urteil hatte sich ihm festgestellt, daß die Menschen verächtlich seien und nur wert, betrogen zu werden. In der Irrenheilanstalt zu Düsseldorf studierte er gelegentlich eines Auftrags, den er da auszuführen hatte, die Typen, die er dann auf seinem zu München veröffentlichten „Narrenhaus“ anbrachte, während sein anderes Jugendwerk: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ aus den schauerlichen Erinnerungen des eigenen Vaterhauses schöpfte. Es

brauchte viel Sonnenschein des Erfolgs und eines glücklichen Hausstands, um diese frühen Wunden seines Gemüts auch nur einigermaßen auszuheilen. Als Cornelius nach München übersiedelte, wollte Kaulbach in Düsseldorf bleiben, wo er einträgliche Privatstunden erteilen konnte. Aber ein Streit um den besseren Platz im Aktsaal, bei dem er sich so weit vergaß, dem Zwerge J. Lehnen seine Zeichnung zu zerschneiden, machte ihn in Düsseldorf unmöglich. Man hat in Folge dieser dunkeln Schatten, die auf seine Jugend fielen, oft sehr abfällig über Kaulbachs Charakter geurteilt, und seit Cornelius auf den geschickten Verwerter seiner Bilder einen anzüglichen Toast hielt, in dem er aufforderte anzustoßen auf die Schacherjuden in der Kunst, war er in München Gegenstand vielfachen Mißwollens. Ich kann doch auch menschlich ansprechende Züge von ihm berichten. Mein Schwiegervater Fallenstein hatte in Düsseldorf seine Sache bei der Regierung geführt und dem armen Kunstjünger Käufer für seine Bilder vermittelt. Dafür nahm er meine Frau und ihre Schwestern noch in den fünfziger Jahren mit größter Gastfreundschaft auf und erzählte in dankbarster Erinnerung von den Diensten, die ihr Vater ihm geleistet. Zum Modell des singenden Knaben im Auszug der Christen aus Jerusalem hatte ihm der spätere Augenarzt Otto Becker gedient und dieser erzählte eine Menge hübscher Züge, wie gütig und hilfsbereit er dem Gymnasiasten sich auch weiterhin erwiesen habe. Er war leiden=

schaftlich und gereizt, sogar zuweilen gehässig, aber an Gemüt fehlte es ihm nicht. Zunächst nahm ihn auch sein späterer Gegner Cornelius mit offenen Armen auf, als er nach München übersiedelte. Der begabte Künstler fand in der aufblühenden Residenz Ludwigs I. reichliche Aufträge und die schönste Gelegenheit zur Entfaltung seines Talents. Im Verkehr mit den Professoren der Universität konnte er jetzt auch den wissenschaftlichen Drang befriedigen, den seine fragmentarische Jugendbildung ihm hinterlassen hatte. Hier hat ihm Lasaulx den aus den Fragmenten des Damascius geschöpften Mythus von der sich erneuernden Hunnenschlacht vermittelt, den er, an der Seite seiner jungen Frau sitzend, in langen Winterabenden zu der grandiosen Darstellung herausarbeitete, durch die er mit einem Schlage zu einer europäischen Berühmtheit emporwuchs. Der Beifall war allgemein, und man glaubte in ihm den Meister der monumentalen Malerei gefunden zu haben, der Cornelius weit überrage. Aber der Dämon in ihm hatte bald wieder seine Spottsucht gereizt, so daß er unmittelbar darauf ein Werk schuf, das eben so viel Liebe zur Tierwelt als Haß gegen die Menschenwelt bezeugte. Die niederdeutsche Tierfabel mit ihren antiklerikalen Tendenzen hatte es ihm angethan. So entstanden die Illustrationen zu Reineke Fuchs, die jede öffentliche und intimste Beziehung des Menschenlebens vom Standpunkte des Satirikers aus verhöhnte, keine aber so bitter wie die Kirche. Bayern hatte ihm ein Asyl

gegeben; aber, von Natur intolerant und stets zu Angriffen geneigt, war dem protestantischen Künstler das katholische Leben, das ihn umgab, ein Dorn im Auge. Andere hielten sich an den malerischen Eindruck der Prozessionen, Fahnen und Meßgewänder; seinem unverträglichen Gemüte aber war dieses katholische Wesen ringsum eine stete innere Reizung. So machten die Illustrationen zu Reineke Fuchs aller Welt kund, wie er das kirchliche Leben seiner neuen Heimat ansehe. Die breitkrämpigen Hüte auf den Köpfen der Katzen, das Gebetbuch in dem Priestergürtel Reinekes, die heuchlerischen Beichten und Wallfahrten des Fuchses mit Rosenkranz und Tonsur, oder mit Muschelhut und Skapulier, der Jammer der Pfarrköchinnen bei dem Unglücke ihres ehrwürdigen Herrn, die Absolution des Schalks durch Grimbart, und Bellins Messe im Chorrock, das alles sind Bilder, weniger aus den Worten des Gedichts geschöpft, als aus Eindrücken, die der Waldecker Protestant von seiner katholischen Umgebung empfangen hatte. Während es dem Publikum schwer wurde, sich in diese neue Wendung eines alten Düsseldorfers zu finden, hatte sich der bewegliche Mann aber bereits wieder aus der Satire in die ernstesten religiösen Studien geworfen. Im Jahre 1836 trat er mit seiner „Zerstörung Jerusalems“ hervor, welche die große Tragödie des Gottesvolkes in protestantischem Sinne darstellte, von der Verheißung durch die Propheten bis zur Erfüllung in der Christengemeinde, die ihre Wanderung in alle

Welt, die Schrift in der Hand, antritt. Zwanzig Jahre beschäftigte ihn nun die in das Treppenhaus des Neuen Museums zu Berlin zu malende Universalhistorie, die an Größe der Auffassung nur der späteren Rankeschen Universalgeschichte verglichen werden kann. Aber Kaulbach ist radikaler als Ranke. Der Turmbau zu Babel wird ihm zur ersten Revolution, in der die Völker Sems, Hams und Japhets die Ketten des Tyrannen Nimrod brechen und hinausziehen in die freie Welt. Abschließen aber wollte er den Cyklus mit der letzten Emancipation des menschlichen Geistes von priesterlicher Tyrannei, mit der Reformation Luthers. Dieser Plan war jedoch zu freisinnig und zu protestantisch für das damalige Preußen; nach langen Kämpfen mit einer Hofpartei, die ihm die Entdeckung von Amerika als Thema aufnötigen wollte, durfte er schließlich die Zeit der Renaissance malen, in deren Mitte er dann doch Martin Luther gestellt hat. Von da an konnte er sich seine Stoffe wieder unbehindert wählen, und er entnahm sie stets dem großen Kampfe der Freiheit gegen den Despotismus, am liebsten gegen den Despotismus der Kirche. Für das Münchener Maximilianeum malte er „Die Schlacht von Salamis." In den Eusebius und Tacitus tauchte er seinen Pinsel mit der Schilderung der Christenverfolgung Neros. Die herausfordernde Heiligsprechung eines Großinquisitors durch Pius IX. beantwortete er mit seinem „Arbues," der eine Reihe von Holzstößen entflammt,

einem Bilde, in dem eine Glut des Hasses lodert, welche selbst jedem Inquisitor Ehre machen würde. Auf die katholische Bevölkerung aber wirkte diese Darstellung des heiligen Offiziums so erbitternd, daß die Ausstellung des Bildes in München, Meran und andern Orten zu teilweise sehr ernsten Ausschreitungen führte. Auch sein „Totentanz," eine Zeitsatire, richtete sich mit ihrem gallenbittern Humor wieder hauptsächlich gegen das Papsttum. Daneben bereitete er durch viele Jahre ein weiteres großes Gruppenbild vor, „die Sündflut," von der aber nur die vorbereitenden Kartons vollendet wurden.

Ein größerer Gegensatz als der von Kaulbachs und Schirmers Darstellung des gleichen Stoffes läßt sich nicht denken. Während Schirmer sich schlicht und gottesfürchtig auf den Standpunkt der Schrift stellt, klingt in Kaulbachs Darstellung etwas von dem Spotte durch, mit welchem Deisten und Rationalisten den Kasten Noahs kritisiert haben. Auf dem Hinterteile der Arche steht der Engel des Herrn, ein Ruder in der Hand und ersetzt durch seinen Flügelschlag die blähenden Segel. Um die noch trockenen Höhen ringen Menschen und Tiere in verzweifeltem Kampf. Elefanten erheben ihren Rüssel, Schlangen ihre langen Leiber aus der Wasserflut. Gleich Schiffbrüchigen wehen die verzweifelten Menschen der Arche mit ihren Tüchern zu, diese aber fährt unveränderten Kurses an all dem Elend vorüber. Der Hohepriester hat sich mit der brennenden Rauchpfanne

auf einen Berg gerettet und, auf den Schultern seiner Leviten sitzend, sucht er die heilige Flamme möglichst lang vor dem Verlöschen zu sichern. Umgekehrt stirbt ein Häuptling mit seiner Familie lieber durch sein eigenes Schwert, als daß er sie will ersäufen lassen wie Mäuse. Andere stürzen sich in die Strudel der Lust, um die letzten Momente noch auszukaufen. Reminiscenzen an Michel Angelos Kletterer werden verwendet, krasse Szenen kommen vor, die an das Musee Wiertz in Brüssel erinnern; so eine junge Mutter, die sich an der Mähne eines kletternden Löwen anklammert, um nicht zu ertrinken. Sein Leben lang empfand Kaulbach den Heineschen Trieb, auch ernsten Gegenständen eine witzige Pointe anzuhängen, die die tragische Wirkung aufhebt. Wir erinnern nur an die Ironie, mit der er in der erbaulichen Gruppe der abziehenden Christen den Esel, ungerührt durch den Kriegslärm hinter und den frommen Gesang neben sich, die Disteln am Wege fressen läßt. Sofort hat man die Empfindung, daß es dem Maler mit seinem heiligen Gegenstande doch kein rechter Ernst ist. So haftet ein leiser Zug rationalistischen Bibelspottes auch an seiner Darstellung der Sündflut und, wie „Reineke der Fuchs," so bestätigt schließlich auch die „Sündflut," daß Kaulbach der Maler des polemischen, aufgeklärten Protestantismus war. Trotz des bewundernswerten Reichtums der Erfindung, die uns mit einer wahren Überfülle von Gestalten und Situationen überschüttet, macht darum sein letztes

großes Werk dennoch nur einen geteilten Eindruck. Die positive Darstellung des religiösen Lebens ist eben alle Zeit seine schwächste Seite gewesen und schon Pecht konstatierte, daß Kaulbach die Schilderung der Nachtseite der menschlichen Natur, aller wilden und gemeinen Leidenschaften weit besser gelinge, als die der Tugend, in der er oft leer und phrasenhaft, immer aber zu absichtlich und gesucht erscheine. Die kritische Schule, deren Jünger er war, hatte ihn wohl Haß gelehrt gegen Heuchelei, Pfaffentum und Fanatismus, diese Empfindungen sind vollkommen wahr und mächtig in ihm, und darum vermochte er es, sie künstlerisch zum Ausdruck zu bringen; aber der positiven Frömmigkeit war sein negativer Standpunkt bar, darum haben seine abziehenden oder sterbenden Christen nicht die gleiche überzeugende Kraft wie die wahrhaft erschütternde Darstellung jenes tollen Fanatikers Arbues oder der Tyrannen gleich Nimrod und Nero. Auch seine Evangelisten- und Prophetenbilder, Christus mit der Weltkugel, sind nur geschmackvolle Weiterführungen der von der Renaissance überlieferten Formen ohne eigenes inneres Leben.

Insbesondere bei den Bildern der vier Evangelisten ist sichtbar, wie die symbolischen Tiere ganz äußerlich den Charakter der Heiligen bestimmt haben. Der Engel macht Matthäus zu einem Seher, welcher der inneren Stimme lauscht, der Löwe Markus zu einem Wüsteneinsiedler gleich Hieronymus; auf Lukas ist

etwas von dem Behagen seines friedlichen Genossen übergegangen, während Johannes' Blick gleich dem seines Adlers durch die Himmel schweift. Ein gläubiger Leser der Evangelien, wie Schirmer, hätte doch wohl gewußt, daß ihre Eigenart mit dieser Charakteristik nicht das Geringste gemein hat.

Noch ehe er die einzelnen Gruppen seiner „Sündflut" zu einem Ganzen gestaltet hatte, raffte am 7. April 1874 die Cholera den unermüdlichen Kämpfer hinweg. Schirmer war 1863 vorausgegangen, 1880 folgte Lessing nach. Damit waren die letzten gekrönten Häupter der Düsseldorfer Schule von uns genommen.

Wenden wir uns nun von den biblischen Landschaften Schirmers, den Hussiten und Lutherbildern Lessings, den großen religionsgeschichtlichen Darstellungen Kaulbachs zurück zu den Malern der Gegenwart, welche die Jubiläumsausstellung beschickten, so ist wohl kein anderer Unterschied zwischen beiden Gruppen so bedeutsam als der, daß die Phantasie der Älteren noch unter der Herrschaft des religiösen Gedankens steht, während die Neuen der religiösen Motive ganz entbehren.

Jene malten, was den Inhalt ihres geistigen Lebens bildete, das aus dem Zusammenhang mit dem religiösen Leben ihres Volkes noch nicht herausgetreten war. Die Modernen arbeiten für die Ausstellung und für den Verkauf. Wenn ein ernst gestimmter Meister, wie Thumann, heute einen Luther,

morgen St. Hedwig und St. Franciscus, und dann wieder einen Cyklus „Amor und Psyche" malt, so läßt sich dabei offenbar nicht der gleiche Faden einer inneren Entwicklung verfolgen wie bei Schirmer und Lessing, bei denen jedes neue Bild nur den künstlerischen Ausdruck ihrer religiösen Gesinnung darstellt, noch auch wie bei Kaulbach, dessen Schöpfungen gleichfalls Überzeugungsakte sind, Manifeste, die er der herrschenden Reaktion entgegensetzt. Schirmers, Lessings und Kaulbachs geistige Entscheidungsjahre fielen in die Zeit nach den Freiheitskriegen. Sie nahmen teil an der reichen geistigen Bewegung der zwanziger Jahre. Der Geist, der die Romantiker und Philosophen Schleiermacher und Neander, Schelling und Strauß inspirierte, inspirierte auch sie. Positiv oder kritisch sind ihnen die religiösen Fragen Lebensfragen gewesen, die ihrer Kunst Richtung und Inhalt gaben. Sie wußten, was sie malen sollten, während die Neuen, geistig heimatlos, unsicher hin und her tasten.

Nicht das technische Können hat abgenommen, aber die Phantasie ist aus dem Dienste der Religion und Philosophie getreten und hat noch keine neue Heimat gefunden. Die Ziele und Zwecke, die heute die Gemüter bewegen, haben ihr nicht die gleiche Nahrung geboten, wie die alte Weltanschauung. So ist in der Welt der Kunst ein leerer Raum übrig geblieben, den vordem die Kirche mit ihren Gebilden erfüllte. Der Einfluß alter Vorbilder oder ein ge-

legentliches praktisches Bedürfnis, Bestellung genannt, veranlaßt wohl je und je einen wackern Meister, sich in diesem verlassenen Raume anzusiedeln; aber auch ein solcher bleibt in dem vordem so besuchten Tempel ein fremder Gast, dem es allda selbst nicht wohl wird.

Maler ersten Ranges auf anderem Gebiete, wie Knaus und Defregger, haben auch Madonnen und heilige Familien gemalt, aber niemand wird aus denselben den Eindruck gewinnen, daß sie an ihre Gottesmutter glauben wie Schirmer an seinen Erzvater und Lessing an seinen Huß. Es sind schöne Frauen, aber keine Madonnen, und ich fürchte, Don Philipp würde den Maler dem Großinquisitor überliefert haben, der ihm die virgo immaculata also hätte darstellen wollen. Sie wollten die Formen einer gläubigen Zeit wiederholen, da aber der alte Himmel nicht ihr Himmel war, malten sie — ihre Modelle. Da lasse ich mir noch eher Gabriel Max gefallen, der das Religiöse so behandelt, wie er es ansieht, als Hallucination, im Dämmerlichte des Visionären. Aber man wird das Gruseln bald satt, und das Ganze ist ungesund. Zwei Bilder der Jubiläumsausstellung teilten zwischen dem Bekenntnis der Väter und dem Glauben der Gegenwart. Ein „Jesus unter den Fischern" von E. Zimmermann und ein „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" von Uhde lassen den Herrn, wie er überliefert ist, seine Umgebung aber machen sie zu Arbeitern, wie wir sie täglich auf der Straße sehen. Der Gegen-

satz frappiert, aber er macht aus der heiligen Legende ein Hoffmannsches Märchen. Noch einen Schritt weiter ging neuerlich Munkácsy, der die heiligen Personen malte, wie wir sie uns nach Strauß und Renan vorstellen; aber er hatte nicht nur den Erzbischof von Wien, sondern auch das Publikum gegen sich. Lessing hatte das vorausgesagt. Gegenüber einem sehr theatralischen Paulus, der auf einer Ausstellung zu sehen war, fragte ich Lessing, warum nicht ein Maler den Apostel statt im Faltenwurfe Raphaels vielmehr so male, wie wir ihn uns vorstellen, als armen Zeltweber, der in kleinem Arbeiterkreise die Frommen unterrichte. Lessing aber lachte mich einfach aus. „Das ist viel zu neu," sagte er. „Vorausgesetzt, daß sich ein Künstler so in euere theologischen Bücher hineingelesen hätte, daß es ihn triebe, das zu malen, so würde dem Publikum, das an den Paulus Raphaels und der christlichen Kirchen gewöhnt ist, ein solches Bild nur Ärgernis bereiten." Sehr interessant erzählte er dann, wie den Franzosen Ary Scheffer, Delaroche u. A. nach der Eroberung Algiers das Leben im Süden wieder vertraut geworden sei. Alsbald hätten sie angefangen, die Patriarchen und Jünger Jesu als Kabylen, Beduinen und Araber zu malen. Anfangs habe das in Erstaunen versetzt, die Gläubigen aber hätten von diesen arabisierten Heiligen nie etwas wissen wollen und auch das Publikum habe sich bald überdrüssig davon abgewandt. Ich selbst erinnere mich eines an sich sehr schönen Christus-

kopfes, den mir der amerikanische Bildhauer Ezekiel in Rom in seinem Atelier vorwies, der aber seines Eindruckes völlig verfehlte, weil er Jesu aus Gründen jüdischer Archäologie eine Mütze aufgesetzt hatte, da der jüdische Hausvater bedeckten Hauptes bete und das Passahbrot austeile. Das ist richtig, aber ein Christus war nun sein Kopf nicht mehr.

Die Frage der religiösen Malerei steht danach heute wohl so: Unsere modernen Auffassungen der heiligen Geschichte sind für künstlerische Ausgestaltung noch nicht reif. Der Künstler, der sinnlich greifbar darstellen soll, kann nicht malen, was disputabel bleibt, und worüber er selbst nicht mit sich im reinen ist; dem Publikum aber steht ein traditioneller Typus fest, an dem es nicht gerüttelt wissen will. Das Fortleiten der überlieferten Typen hat aber gleichfalls seine Schwierigkeiten, weil nur wenige Künstler wirklich den alten Glauben haben, der allein das traditionell überlieferte auch individuell lebendig machen kann. Ein kräftiges religiöses Leben, dem es Bedürfnis wäre, sich künstlerisch auszusprechen, ist heut zu Tage eine seltene Sache, darum sind die Produktionen auf diesem Gebiete so unlebendig, manieriert und ermangeln der überzeugenden Kraft. Auch im Gebiete der Kunst gilt das Wort: „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Daß aber auf diesem Gebiete recht viel gesündigt wird, lehrt jede Ausstellung. Hat sich also der protestantische Geist,

wie er in Schirmer positiv, in Lessing und Kaulbach polemisch lebte, auf die Jungen nicht vererbt, so wollen wir lieber keine protestantischen Motive gemalt sehen, als so verfehlte wie jene katholischen, die aus der Nachwirkung einer früheren Tradition, nicht aus lebendiger Inspiration geboren wurden. Das ist die Lehre, die ich aus den Kunstausstellungen der letzten Jahre mir entnommen habe.

IV.

Scheffel und Feuerbach.

Karlsruhe war damals eine angenehme Stadt. Man hatte die schönen Gärten im Innern ihres Weichbildes noch nicht überbaut; freundliche grüne Rasenflächen und alte Edeltannen begegneten überall dem Auge und zahllose Fliederhecken erquickten mit ihrem Dufte die Lungen. Manche Privatgärten, so auch der des Scheffelschen Hauses, grenzten noch hart an den Wald, und nach welcher Seite hin der Blick die Fächerstadt hinabschauen mochte, überall schweifte er schließlich ins Grüne. Eine alte Linden- und Ahornallee zog sich rings von Thor zu Thor, bis die Gasleitung die alten Bäume abgehen ließ und man den unentbehrlichen Abschluß des mit Obelisken und Pyramiden geschmückten Karlsruher Forums, das Ettlinger Thor, dem Verkehre opferte, was heute noch aussieht wie eine Zahnlücke. Das alte Eichwäldchen vor dem abgebrochenen Thore, unser Lieblingsspielplatz, ward seitdem eingepfählt und zum Range eines Tiergartens erhoben; die herrliche Wiese, wo wir im Winter eine Eisbahn hatten, um die uns Europa beneidete, ward durch ein Dampfbad und eine Festhalle nutzbar ge-

macht, und die Zahl der Schornsteine und Fabriken hat sich verdreifacht. „Gottlob, daß unsere Jugend vor den Aufschwung fiel,“ sagte mir Scheffel noch kurz vor seinem Tode. Er hing mit treuer Pietät an dem väterlichen Hause, obwohl es aus dem freien Felde im Laufe der Zeiten in ein Stadtviertel geraten war; den Aufenthalt in Karlsruhe selbst liebte er nicht, und so oft er konnte, rettete er sich aus der dreimal geatmeten Luft der kleinsten Großstadt in die Thäler des Schwarzwaldes oder an das Ufer des schwäbischen Meeres.

Von Überfüllung und Wohnungsnot war zu Anfang der fünfziger Jahre nicht die Rede. Die meisten Häuser waren damals noch zweistöckig. Im Erdgeschosse wohnten die Subalternbeamten, oben die Regierungs- und Ministerialräte, im Seitenbau nach dem Hofe die Hauseigentümer. Für junge Genies, die aparte Wege gehen wollten, wie Scheffel und Feuerbach, kann es nicht gerade als ein Glück bezeichnet werden, daß so viele Pensionäre und Beamtenwitwen auch von außen nach der Residenz zogen. Das ist überall eine müßige und krittelnde Gesellschaft, die jedem gefährlich wird, der vom gewohnten Pfade der Beamtentugend abweicht. Da obendrein ziemlich jedermann aufs Sparen angewiesen war, so waren die Lebensinteressen notwendig trivialer Art, und es ergab sich ein fast in jeder Beziehung enges und kleinliches Wesen.

Mit dem Regierungsantritte des gegenwärtigen

Herrn hatten aber allerlei Neuerungen einen Einbruch gemacht in diese kleinbürgerliche Beamtenwelt. Das Theater wurde durch Eduard Devrient zu einer Bühne großen Stils; das Polytechnikum nahm durch die glänzende Wirksamkeit von Ferdinand Redtenbacher einen mächtigen Aufschwung; die neugegründete Kunstschule gewann in Wilhelm Schirmer und dann in dem Galeriedirektor Lessing Landschafter und Historienmaler ersten Ranges. Die echten alten Karlsruher waren mit diesen Dingen einverstanden, so weit dieselben Geld einbrachten; aber mit dem innersten Wesen derselben standen sie in Opposition. Die Gründung eines Polytechnikums hatte die Bureaukratie überhaupt widerraten, da eine dritte Hochschule nur ein weiteres revolutionäres Element sein würde. Von der Kunstschule erwarteten die Eltern nur Verleitung ihrer Söhne zu einer brotlosen Laufbahn, und mit dem klassischen Repertoire Devrients hat sich der echte Karlsruher eigentlich niemals ausgesöhnt. „Man hat Jammer und Elend genug zu Hause," pflegten sie zu sagen; „dafür ist das Theater da, daß es einen zerstreue." Das war die Stadt, in der 1854 Scheffel und Feuerbach Freundschaft schlossen: Scheffel, der Sohn eines ansässigen Baurats und früheren Majors, wie er sich lieber nennen ließ: Feuerbach, der Sohn eines Freiburger Universitätsprofessors; Scheffel schon achtundzwanzig, der andere fünfundzwanzig Jahre alt; beide vom Elternhause her für die Kunst begeistert.

Der, welcher zuerst die mißbilligende Aufmerksamkeit jener bereits erwähnten kritisch gestimmten Kreise auf sich zog, war der junge Maler Feuerbach, insofern er mit einem feuerrot ausgeschlagenen Mantel von Paris nach Karlsruhe gekommen war, den er malerisch über die Schulter geworfen trug. Seit den viel besprochenen spanischen Radmänteln der drei Söhne des aus Dresden „zugezogenen" Theaterdirektors, hatte die ehrbare Residenz ein so aufregendes Kleidungsstück nicht gesehen. Der Träger war in einer Woche jedem Karlsruher unter dem Namen „Fra Diavolo" bekannt, und Meister Anselm hat wohl in seinem Leben nie geahnt, wie viel ihn sein aus Paris mitgebrachter Mantel gekostet hat. Die Modelle für seine Bilder suchte er auf dem Wochenmarkte zu werben, als ob die Staffeln der Karlsruher Stadtkirche die spanische Treppe unter Trinita in monte wären, was neue Entrüstung hervorrief. Als sein erstes Bild ausgestellt wurde, waren weitaus die meisten Beschauer gekommen, um zu sehen, was der Träger eines solchen Mantels malen könne, und das Wohlwollen, mit dem dasselbe beurteilt wurde, läßt sich denken. Dazu kam Fra Diavolo auch sofort mit der hohen Polizei in Konflikt und mußte eine seiner ersten Nächte in dem nicht einmal malerisch erfreulichen Rathausturme verbringen. Es war, wenn ich nicht irre, eine Nachwirkung der überstandenen Revolutionszeit, daß damals auch der harmloseste Wanderer, der nach der Polizeistunde auf der Straße sich blicken ließ, von den

Posten mit „wer da?“ angerufen ward. So geschah es auch Feuerbach, der mit zwei im juristischen Examen befindlichen Freunden durch die nächtlichen Straßen strich. Statt des üblichen „gut Freund“ gab einer der angeheiterten Examinanden dem Posten zwei andere Worte zurück, die in keinem Komplimentierbuche stehen, aber aufs kürzeste besagten, die Schildwache solle lieber schweigen. Obwohl jene nicht gerade attische Redewendung ein Lieblingsausdruck der Karlsruher Jugend war, nahm der Soldat dieselbe übel und brachte das ganze Kleeblatt auf die Wache. Für die Examinanden war das ein unangenehmer Zwischenfall, und da Anselm ritterlich genug war, den Missethäter nicht zu verraten, büßte er eine That, die er gar nicht begangen, mit zwölf Stunden Dunkelarrest. Die beiden Freunde fielen nachher doch im Examen durch, und Anselm hatte von seiner Großmut nur den Gewinn, daß er die Wirkung seines roten Mantels in den Gemütern der Karlsruher aufs erfolgreichste unterstützte.

So hatte Feuerbach sich möglichst unvorteilhaft in der achtbaren Residenz eingeführt. In ähnlicher Lage befand sich um diese Zeit sein älterer Freund Joseph Victor Scheffel, nur war in betreff seiner die Mißbilligung der alten Tanten und sonstigen weisen Frauen durch den stereotypen Zusatz verschärft, daß man von ihm etwas Besseres erwartet hätte. Scheffel war nämlich auf der Schule meistens der Erste in seiner Klasse gewesen, was bei Anselmus übrigens auch der

Fall war, nur wußten das die Karlsruher nicht, und niemand traute es ihm zu. Scheffel dagegen hatte die Schlußrede als Abiturient gehalten; er hatte sein erstes Staatsexamen und seinen Doktor wohl bestanden und in Säckingen und Bruchsal seine Praktikantenjahre zu vollster Zufriedenheit seiner Vorgesetzten absolviert. Da — und was die Sache sehr verdächtig machte — gerade vor dem zweiten Examen, kündigt er den Dienst und macht dem Papa Baurat eine Scene nach der anderen, er wolle ein Maler oder, wie eine witzige Tante sagte, „ein Malheur“ werden. „Er war Maler, und sie hatte auch nichts,“ fing ja eine bekannte Novelle an. Ein Maler gehörte zur Bohème, konnte niemals heiraten und Scheffel war schon achtundzwanzig Jahre alt. Damals hörte ich seinen Namen zum erstenmal nennen; er gehörte in die Klasse der abschreckenden Beispiele.

Man wußte recht gut, daß der bemitleidete Vater sich schon der Reise des Sohnes nach Italien widersetzt hatte. Auch nach seiner Rückkehr trat Scheffel seinen Dienst nicht wieder an, und wenn der Vater es auch durchsetzte, daß der junge Mann auf Grund seiner vorzüglichen Zeugnisse ohne zweites Examen am 20. Juli zum Referendar ernannt wurde, so galt das nur als ungerechte Protektion, die mit dem Hinweis auf Scheffels Augenkrankheit nur dürftig bemäntelt war. Das Zeugnis seiner seitherigen Vorgesetzten war allerdings das allerbeste. „Bedenken

Sie, daß Sie in zwei Jahren Assessor am Hofgericht in Mannheim sein können," warnte den Scheidelustigen ein hoher Beamter. Aber trotz seiner guten Zeugnisse war auch von ihm bekannt, daß ihm und seinem lustigen Bruder in Apollo, dem Dichter-Referendar Ludwig Eichrodt, die rechte ernste Auffassung der würdigen Beamtenlaufbahn schon damals fehlte. Von seiner Thätigkeit als Amtsverwalter in Säckingen pflegte Scheffel am liebsten zu berichten, daß die dortigen Bauernburschen mit der Abschaffung der Prügelstrafe gar nicht einverstanden gewesen seien, wie ihn denn ein junger Hotze (Hauensteiner), den er wegen einer Prügelei zu vierzehn Tagen Amtsgefängnis verurteilte, mit einer entsprechenden Geste gefragt habe: „Herr Amtmann, könnten wir die Sache nicht so abmachen?" In Bruchsal war er dann ein geschätzter Sekretär, aber ganz gegen seinen Wunsch; denn er schrieb einem Schulfreunde, dem Ägyptologen oder „Pyramidenbummler" Julius Braun, er stehe in Gefahr, vor lauter Sehnsucht nach Italien seinen Hofgerichtsräten die wahnsinnigsten Entscheidungsgründe zu ihren weisen Urteilen zu schreiben. Dabei versüßte er sich die öde Beschäftigung durch allerlei Späße. Namentlich richteten sich diese gegen einen alten Sekretär, „der," wie er seinem Freunde schreibt, „schon fünfzig Jahre im Amt ist, nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urteilen der Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt nur noch seinem Hunde Pfefferle zuwenden kann."

Ihn rief Scheffel eines Abends bei untergehender Sonne eiligst an sein Fenster, und als der Alte neugierig fragte, was denn hier zu sehen sei, war die Antwort: „Etwas, was ich noch nie gesehen habe, ein großherzoglicher Hofgerichtssekretarius in Abendsonnenbeleuchtung.“ Bei einer so originellen Auffassung seines Berufslebens erregte der aus dem Staatsdienste desertierende Karlsruher Referendar fast eben solche Mißbilligung wie der durch sein auffallendes Kostüm tadelnswerte Kunstjünger. Beide waren in gleicher Verdammnis und hatten sich gegenseitig nichts vorzuwerfen.

Wie grausam den ersten Leistungen des Malers in Karlsruhe mitgespielt wurde, ist aus Feuerbachs „Vermächtnis“ bekannt. Aber das Wohlwollen, mit dem Scheffels erste Dichtergabe aufgenommen wurde, war nicht viel größer. Er hatte aus Italien seinen „Trompeter von Säckingen“ mitgebracht, und Ruhemann sagt ganz mit Recht: „Betroffen, fast bestürzt zuckte jedermann zurück vor dieser Fanfare[1].“ Auch ich habe das Karlsruher Echo des Trompeters noch in den Ohren. „Poesie in Hemdärmeln“ meinte achselzuckend ein Arzt, der eines der ästhetischen Orakel der Stadt war. Ein anderer Brunnen der Weisheit, eine litterarisch gebildete Dame, rief entrüstet: „Sie würde sich nicht mehr auf der Straße sehen lassen mögen, wenn einer ihrer Söhne so unreifes Zeug drucken

1) Alfred Ruhemann, J. V. v. Scheffel.

ließe," und als Probe zitierte sie: „lerntest du wie Margareta, blasen die Trompeta." Freilich suchte ich dann vergeblich nach einer solchen Stelle, aber für den Augenblick schmetterte uns dieses prompte Zitat völlig nieder. Dazu kam, daß Frau Scheffel manche Antipathien bei den Frauen gegen sich hatte, die keine „Vereinsdamen" waren, denn in ihren Taschen rauschte es stets verdächtig von Papier, mochten es Sammellisten, Aufrufe oder eigene Poesien sein. „Nun hat sie's," sagten ihre Gegnerinnen; „das kommt bei dem überspannten Wesen heraus." Mit Vergnügen wurde jede abfällige Kritik herumgetragen, und wer sich die Mühe nehmen will, die damaligen Journale nachzuschlagen, wird sich überzeugen, wie unrichtig es ist, was man jetzt vielfach hört, Scheffels erster „Sang vom Oberrheine" habe ihm sofort aller Herzen gewonnen. Wäre dem so, Scheffel würde dann schwerlich im Ekkehard die deutschen Rezensenten mit so göttlicher Grobheit abfertigen, die eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert ohne Zweifel mit dem Zuruf begrüßen würden: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?" Vergleicht er sie doch seinen mit Talg gesalbten Hunnen, die den Mönch Heribald eine Zeit verwundert anstarren „wie die Männer kritischen Handwerks einen neuen Poeten, von dem ihnen noch nicht klar ist, in welchem Schubfach vorrätiger Urteile sie ihn unterbringen sollen." Dank den kritischen Bemühungen dieser Trefflichen hat sein Trompeter in den ersten Jahren, wohl ausgestattet und billig, wie

er war, es dennoch zu keiner neuen Auflage gebracht. Der Dichter hatte nach vierjährigem Warten auf Erfolg eben eine Bibliothekarstelle in Donaueschingen angenommen, als der Trompeter sich endlich anschickte, einen zweiten Gang durch Deutschland zu wagen. Entdeckt haben Scheffel erst die Studenten. Als durch Vermittlung des Lahrer Kommersbuches seine lustigen Lieder an allen Universitäten gesungen wurden, da wurden freilich auch seine übrigen Dichtungen populär, und nun fanden auch die deutschen Rezensionsanstalten, daß Lieder wie: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet," „Alt Heidelberg, du feine," „O Lieb', wie bist du bitter," zu den Perlen deutscher Lyrik gehören. Die gesunde Empfindung der Jugend war es, die Scheffel zuerst gerecht wurde. Wir Jungen waren des süßlichen Tones der „Amaranth" satt, und Geibels Lyra, obwohl sie uns Lieder schenkte, die niemand missen möchte, hatte im Grunde doch nur eine einzige Saite, die einen vollen und schönen Klang gab. Darum wirkten seine späteren Bände nicht mehr wie der erste. Scheffel aber hatte einen neuen urgesunden Ton angeschlagen. Es war die Poesie der guten Laune, die er dem zur Phrase gewordenen Weltschmerz entgegenstellte. Die Liebesmotive traten bald bei ihm ganz zurück, und er parodierte Herweghs Losung zu dem Satze: „Wir haben lang genug geliebt, wir wollen endlich kneipen." In der That hatte die Liebespoesie nur noch d i e Entwicklung vor sich, die Grisebach, Baumbach u. a. vertreten. Dieser gegenüber wird aber

auch der strengste Sittenrichter Scheffels Glorifikation des Zechens als ein verhältnismäßig unschädliches Element vorziehen. Er selbst redet gern von der „großen Vergangenheit des Trinkens," und nachdem andere die Völkerwanderung aus dem Hunger, Schiller sogar das ganze Weltgetriebe „aus Hunger und aus Liebe" abgeleitet hatte, war er stolz darauf, daß er zuerst die große Bedeutung des Durstes für die Weltgeschichte erkannt habe. Als Poet jedenfalls ist er auf diesem Gebiete ein Entdecker. Wie Ostade oder Teniers nirgends liebenswürdiger sind als in der Darstellung der niederländischen Schenken, so hatte Scheffel zuerst den aufgeschlossenen Sinn für die Poesie der Stammkneipe, für den Humor der Weinstube. Sein Biograph Ruhemann hat diese Seite denn auch mit gebührender Feierlichkeit behandelt. Wie die Wiege großer Männer Zeichen und Wundererscheinungen umgeben, so berichtet Ruhemann schon aus frühester Jugend seines Helden Züge, die solche Wendung der Muse prophetisch vordeuten. Wir erfahren, wie der sonst so tadellose Schüler sich gern des Abends aus den ästhetisierenden Gesellschaften der Mama wegstahl. „Die Menschen schwatzten ihm da zu viel." Sein Weg ging dann in eine der Bierbrauereien, die den älteren Lyzeisten erlaubt waren. In Heidelberg wollte Karl Blind, Scheffels Schulfreund von Karlsruhe her, ihn für eine Vorlesung über mittelhochdeutsche Dichter anwerben, aber Scheffel zeigte keine Neigung, bis ihm Blind einige Verse des

„Weinschwelgen“ zitierte, die er in jenem Kolleg gehört habe:

Dô huob er ûf unde tranc
Sô lange und sô sêre,
Sô vil und dannoch mêre,
Sô vaste und sô harte,
Daz sich das hemde zârte.

Das schlug durch. Scheffel belegte das Kolleg. Solchen theoretischen Vorstudien folgte nach dem Examen ein praktischer Kursus. Diesen absolvierte er bei dem Staatsrechtslehrer Welcker, der im Jahre 1848 dem badischen Bundestagsgesandten als Kommissar beigegeben war und dessen Sekretär Scheffel wurde. Der polternde Liberalismus Welckers hat an Scheffel keine Eroberung gemacht; Scheffel blieb großdeutsch mit entschieden konservativem Zuge. Doch pflegte Welcker seine großen Reden „vom Rechtsboden“ und „vom Bundestag“ am liebsten hinter der Flasche zu halten, und da stellte der junge Sekretär seinen Mann. In humoristischer Übertreibung hat er seine diplomatische Laufbahn folgendermaßen beschrieben:

Es war ein Kommissari,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Sekretari:
Hat's ebenso gemacht.
Depeschen, Brief' und Akten,
Macht' ihnen wenig Müh',
Sie kneipten und tabakten,
Von spät bis morgens früh.

Und lag der Kommissari
Des Morgens noch im Thran,
So fing der Sekretari
Das Saufen wieder an.
Wo war der Kommissari
Der so viel saufen kunnt?
Wo war sein Sekretari?
Sie war'n beim deutschen Bund.

Auch in Säckingen war er der bundestäglichen Praxis nicht ganz abwendig geworden, und er selbst erzählte mit großem Humor, wie er sich einst anstrengen mußte, um seine Autorität dem Amtsdiener gegenüber aufrecht zu halten. Dieser hörte den Herrn Amtsverweser nach Hause kommen, auch richtig das Thor des Amtsgebäudes abschließen, dann aber hörte er nichts mehr. Als der alte Mann besorgt nachsieht, findet er den jungen Herrn auf der Holzkiste neben dem Thore eingeschlafen. Mühsam rüttelt der Alte ihn aus dem Schlafe und ruft ihm ins Ohr: „Herr Doktor, das ist nicht Ihr Bett.“ Scheffel fährt empor, begreift sofort die Situation, und rasch entschlossen sagt er in dem barschen Tone des Vorgesetzten: „Man hat noch allemal erst ausgeruht, ehe man ins Bett gegangen ist.“ Im übrigen ist es thöricht, wenn gesagt wird, Scheffel habe seine Gesundheit mit Trinken ruiniert; er sah mit dreißig Jahren zart und leidend aus, mit fünfzig machte er einen gesunden, stattlichen Eindruck. Jene Nachrede kam auch nicht vom Trinken, sondern von seinen Trinkliedern; aber Trinklieder zu dichten, hat ihm sein Hausarzt Schrickel niemals ver-

boten; dieser erklärte das vielmehr für eine sehr gesunde Beschäftigung. Ärger genug haben sie ihm freilich eingetragen, und es kam vor, daß eine Dame, deren Tischnachbar Scheffel war, ihn auf den Kopf zu fragte: „Sagen Sie, Herr Doktor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?“ Worauf Scheffel mit feierlichem Ernste geantwortet haben soll: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal.“ Wie man auch urteilen mag über die Poesie der Kneipe, daß sie zum Ganzen der deutschen Litteratur gehört, wird niemand bestreiten.

Ein anderer urdeutscher Zug an Scheffel war seine Wanderlust. Giebt es doch wenig Lieder, die die Reisestimmung so voll zum Ausdruck bringen, wie sein Sang vom heiligen Veit zu Staffelstein. Auch dieser Zug ist schon entwickelt während seiner Studienzeit, in der er einmal, mitten im Winter, nach der Ruine Rodenstein wandert und im Fremdenbuch zu seinem Namen stolz den Vermerk fügt: „NB. in guter Jahreszeit kann jeder in Odenwald gehen.“

Auch in Karlsruhe war er nur ein unsteter, unruhiger Gast. Seine Freunde selbst wußten selten genau, wo er eben stecke. Dann trat er zuweilen unverhofft bei seinem Heidelberger Verbindungsbruder, dem Mineralogen des Polytechnikums, späterem Würzburger Professor von Sandberger ein: „Steinklopfer, wo bin ich gewesen?“ Damit legte er eine lange Reihe von Steinen auf den Tisch und freute sich herzlich, wenn der Mann der Wissenschaft aus den vor-

gelegten Stücken, Station für Station, die ganze Reise ablas. Aus ihren langen Verhandlungen über Geologie und Paläontologie sind die lustigen Dichtungen herausgewachsen, die damals auch weise Gelehrte für nichts weiter hielten als für amüsante Kneipzeitungen zur Erheiterung der Heidelberger Freunde.

Als dritten Grundzug der Scheffelschen Poesie bezeichnet Ruhemann mit Recht das echte deutsche Wesen. „Selbst der gedankenloseste Leser legt ein Scheffelsches Buch nicht aus der Hand, ohne die Überzeugung gewonnen zu haben, daß er in ihm ein gutes Teil seiner selbst wiedergefunden habe. So wie Scheffel hat bisher noch kein anderer Schriftsteller mitten im Deutschtume gestanden.“ Auch das war ein Grund, warum der Trompeter so volkstümlich ward. Herwegh ahmte Béranger nach und nahm sogar dessen abgenützte „Lisette“ in seine Dienste. Geibel hatte einen starken Zug zur Antike und mühte sich mit alten Versmaßen, Heyse schrieb Ottaven und hatte italienische und spanische Vorbilder im Auge. Nur Scheffel war urwüchsig deutsch, und selbst wo er die Form ganz vernachlässigt, kommt doch noch ein richtiger Knittelvers oder eine kerndeutsche Redensart zum Vorschein, die uns zum Lachen zwingt. Auch als er anfing, das Dichten gelehrt und methodisch zu betreiben, studierte er nicht antike Metrik, sondern die deutschen Minnesänger. Das alles lag im Kerne schon im „Trompeter“ enthalten; aber eine Ahnung, welche Wendung dieses lustige Büchlein für die deutsche Poesie bedeute,

hatte bei seinem Erscheinen niemand. Es sei alles Heine nachgeschrieben, meinte damals eine der Karlsruher Sibyllen und sprach damit nur nach, was in vielen Rezensionen zu lesen stand.

Von einem Erfolge ähnlich rascher Art, wie ihn unter den Neueren Julius Wolff mit seinem „Rattenfänger," oder damals Redwitz mit der heute vergessenen „Amaranth" erreichte, kann also in keiner Weise die Rede sein. Dennoch war Scheffel verhältnismäßig gut behandelt worden im Vergleich mit seinem Freunde Anselmo.

Der Vater Scheffels war zwar unzufrieden, aber er zahlte doch. Anselm war nicht so gut gestellt: er sollte vom Pinsel leben. „Der Fluch der Armut!" ruft er in einem Briefe aus Paris. „Wenn heute einer mich in Versuchung führte, ich würde Shylocks Schein ohne Bedenken unterzeichnen."

„Wie viel Schlimmes braucht es doch," schreibt er im Januar 1854 an seine Mutter, „um einen guten, gesunden Menschen zu ruinieren, und *wie wenig, wie wenig* könnte ihn manchmal retten!" Es war nicht sein eigener Geschmack, wenn er Paris 1854 mit Karlsruhe vertauschte. Er kam dorthin in der Meinung, jenes „Wenige" in der Heimat zu finden. Großherzog Leopold von Baden hatte dem Sohne des Freiburger Professors seinerzeit ein Stipendium ausgeworfen, und zunächst schien sich für ihn auch alles in Karlsruhe so gut als möglich anzulassen. Erst teilte ein gutmütiger österreichischer

Maler sein Atelier mit ihm, später mietete er sich ein eigenes vor dem Thore. Eine Bestellung für das großherzogliche Schloß, Kinderfriese zur Ausschmückung eines Saales, gewährte den schönsten Anfang. Aber alles kam darauf an, wie seine ersten Bilder gefallen würden; denn von der öffentlichen Meinung hängen der Mäcene Bestellungen ab. Das erste Bild, das er meines Erinnerns ausstellte, war der Tod Aretins. Die große Tafel ist von packender, dramatischer Wirkung. Der mit dem Stuhle schaukelnde Poet überschlägt sich rückwärts, wobei die verzweifelt in die Luft greifende Hand gleichsam aus dem Bilde herauslangt. Die drei Zechgenossinnen stellen die Skala der Empfindungen bei dem Vorgange wunderbar dramatisch dar. Die eine sieht von dem Vorgange überhaupt noch nichts, und ihr Gesicht gibt nur den Eindruck des letzten Scherzwortes; die zweite sieht wohl, daß Aretin fällt, aber ahnt noch nicht die Gefahr; auf dem schreckensbleichen, entsetzten Gesichte der dritten lesen wir dagegen, daß der Unglückliche verloren ist. Nicht nur den Vorgang selbst, sondern den ganzen Verlauf hat der Maler mit gewaltiger geistiger Kraft und genialem Gestaltungsvermögen auf die Tafel geschrieben. Indessen die Karlsruher Kunstbrahminen schüttelten bedenklich ihre weisen Häupter, und das Publikum fand den Gegenstand zu kraß. Bald entdeckte man auch, daß zu den drei Schwestern auf dem Bilde ein und dasselbe Wesen Modell gestanden hatte. — Natürlich! Woher hätte ein armer Teufel,

wie Anselm war, in der kleinen Stadt drei Modelle hernehmen sollen?

Da es sich um drei Schwestern handelte, war dieses sich Ähneln zudem gar kein Fehler. Aber der gewaltige Wurf des ganzen Bildes war dem Kunstphilister unsympathisch. Feuerbach war in Paris Coutures Schüler geworden. Er selbst war dem Meister dankbar, „der ihn von der deutschen Spitzpinselei zu breiter pastoser Behandlung und von der akademischen Schablonenkomposition zu großer Anschauung und Auffassung“ geführt hatte. Das Grandiose war von Anfang an der Inhalt seiner künstlerischen Träume. Die erste leidenschaftliche künstlerische Gemütsbewegung hatte ihn befallen, als er mit zwölf Jahren ein so beträchtliches Stück Papier erwischte, um einen lebensgroßen Barbarossa im Kyffhäuser darauf zu zeichnen. Seine Vorbilder in München und Paris waren Rubens und Ribera. Alles war bei ihm über Lebensgröße. Aber ein Publikum, das über Devrients endlosen Shakespeare-Cyklus klagte, konnte auch an diesen Bildern keinen Geschmack gewinnen. —

Aretin war in der Farbe zwar kräftiger als die meisten späteren Bilder Anselms, aber das Publikum der Residenz war durch die dortigen Hofmaler Grund, Winterhalter, Kirner, die Ellenrieder u. a. an glatte Porzellanmalerei und das süßeste Kolorit gewöhnt. So that ihm Aretin nicht genug, und die späteren Bilder vollends verabscheute es. Man leitete es aus

künstlerischem Unvermögen ab, wenn Feuerbach mit seinen gebrochenen Farben nur eine negative Harmonie erreichte, während andere auch die glänzendsten Farben in positiver Harmonie nebeneinander zu stellen wußten. Und doch war dieses Suchen nach den wirklichen Farben der Dinge eine der großen Seiten Anselms. Niemand wird leugnen, daß die Farbe unserer Historienmalerei eine rein konventionelle ist. Es gibt keine Beleuchtung in der Wirklichkeit, die den Tönen entspräche, welche der heutige Kunstschüler beim Kopieren nachgedunkelter Ölbilder sich aneignet. Aber im Vergleich mit diesem konventionellen Helldunkel, das nur der Palette entsprungen ist, sahen Anselms Bilder nüchtern und erschreckend wahr aus. So unerfreuliche Gegenstände wie der jähe Tod Aretins schienen nur erträglich in einem märchenhaften Kolorit, das den Vorgang selbst sofort der Wirklichkeit entrückte und den Beschauer nicht daran erinnerte, daß auch er selbst jeden Augenblick auf einer steinernen Treppe zu Schaden kommen könne. Sieht man etwas Schreckliches auf einem Bilde, so sollen doch wenigstens die Stoffe wundervoll gemalt sein, und muß Aretin den Hals brechen, so soll uns wenigstens die Farbe seiner Hosen und seines Wamses entzücken. Meister Anselm selbst freilich war der Meinung, daß die Darstellung historischer Vorgänge Dämpfung der Farbe verlange, um das Auge nicht von dem Wesentlichen auf Nebensächliches abzulenken. Eine Kleopatra oder Katharina Cornaro, deren Wirkung ebenso schön ist,

wenn man die Bilder auf den Kopf stellt, hatten schon darum seinen Beifall nicht. Ja, er behauptete, wenn die deutsche Kritik von einer „grauen Periode" in seiner eigenen Entwicklung spreche, so sei damit lediglich seine Zuwendung zum historischen Bilde gemeint, das keiner so lebhaften Farben bedürfe wie die Himmelfahrt Mariä.

Zugegeben, daß diese paradoxe Vortragsweise zunächst überraschen mußte, so war doch die Leidenschaftlichkeit schwer begreiflich, mit der das Publikum gegen Feuerbach Partei nahm. „Es schien hergebrachte Sitte," schreibt Anselm selbst, „in meinen Arbeiten nur auf die Fehler zu fahnden und das Gute geflissentlich zu übersehen. Man wehrte sich gegen meine Kunst wie gegen ein gemeinschädliches Übel." Selbst die Dilettanten empfanden sein Abweichen von dem Konventionellen wie eine Beleidigung. Mit jedem neuen Bilde steigerte sich die Opposition, und die Erbitterung war eigentlich um so unbegreiflicher, als Anselm nicht etwa wie Richard Wagner die Leute durch Streitschriften provocierte. Er that nichts, als daß er die Dinge nicht in Tizianschen und Rafaelschen Farben malte, sondern so, wie er sie sah. Auch das kann man nicht sagen, daß der junge Meister, der ja seinen Wert stark empfand, durch sein Selbstgefühl etwa die übrige Welt beleidigt hätte; von dem roten Mantelfutter abgesehen, hatte sein Auftreten durchaus nichts Herausforderndes. Im Gegenteil wird jedem, der ihn zum erstenmal sprach,

die sanfte Milde und fast weibliche Zurückhaltung aufgefallen sein, mit der er sich gab,[1]) mochte er auch im Kreise der Kunstgenossen unter den Wilden einer der Tollsten sein. Von dem Ankauf des Aretin hing nun seine ganze Zukunft ab, und Schirmer gab ihm auch einige Hoffnung. Der Vorschlag wurde gemacht; die Kommission trat zusammen und entschied gegen den Ankauf. Das nächste Bild, das Feuerbach ausstellte, war eine Versuchung des heiligen Antonius. Es war eine hohe Tafel im Format von Tizians Petrus Martyr oder der Madonna von Pesaro, eher noch schmäler. In einer wilden Waldschlucht kniet in ekstatischer Verzückung ein abgehärmter Mönch, von einer derben Frauengestalt sich abwendend, die ihm näher kommt und ihn anzureden scheint und deren Bild sich verführerisch von einem trübroten Abendhimmel abhebt. Die Verehrer des jungen Meisters verteidigten das Bild nur zaghaft. Ich erinnere mich noch lebhaft der Streitigkeiten vor demselben. Es hatte auch Freunde; aber die schnöden Bemerkungen behaupteten das Feld. In der That wirkte das Bild in seinem furchtbaren Realismus auf den ersten Blick abstoßend. Aber sobald man sich in dasselbe versenkt hatte, gewann die leidenschaftliche Gestalt des unglück-

---

1) Die drei Selbstbildnisse der Hanfstänglschen Sammlung stammen bereits aus einer späteren, verbitterten Periode, und man vermißt an ihnen den lieblichen, kindlichen Zug, den er in jüngeren Jahren entschieden hatte. Das beste ist wohl das der zweiten Auflage des „Vermächtnisses“ beigegebene.

lichen Mönches ein tragisches Interesse, und das Ganze war von ergreifender dramatischer Wirkung. Es war eine katholische Vision, betrachtet mit protestantischen Augen, und doch war etwas von der großartigen Auffassung und wilden Leidenschaftlichkeit des spanischen Ribera in dem Bilde. Jedenfalls war es eines der merkwürdigsten, die ich je gesehen. Dieselbe Kommission, die über Aretin zu Gericht gesessen, sollte jetzt bestimmen, ob der h. Antonius zur Pariser Ausstellung anzunehmen sei; nur nannten sich die Herren in dieser Eigenschaft „Jury." Sie entschieden, daß man des Gegenstands wegen Anstand nehme, das Bild nach Paris zu schicken, und sendete es dem Maler zurück. Die Besucher der Weltausstellung haben in Paris ganz andere Dinge zu sehen bekommen, und die deutschen Ministerien haben ganz andere hingesendet. Hätte man die Wahrheit sagen wollen, so hätte wohl die Begründung geheißen: wir wollen dir den Größenwahn austreiben, der sich in deinem Widerspruch gegen die Methode aller großen und anerkannten Maler breit macht. So brachte denn ein Eisenbahnwagen alle diese Ellenrieder, Grund, Winterhalter u. s. w. als Erzeugnisse badischer Kunst nach Paris; der unglückliche, junge Meister aber saß betäubt von Schmerz in seinem Atelier vor dem zurückgewiesenen Bilde, und in dieser dumpfen Verzweiflung that er, was ihn dann sein Leben lang reute: er strich mit dem Pinsel langsam die Leinwand zu, zerriß sie in hundert Fetzen und schob das Ganze

in den Ofen. Als er wieder ruhig geworden, war es zu spät. Eines der originellsten Bilder Feuerbachs war an dem Verdikt der Karlsruher „Kunstkenner“ zu Grunde gegangen.[1])

„Wenn ich beschreiben soll,“ klagt er seiner zweiten Mutter, „was ich seit zwei Tagen leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich müßte mich darüber hinwegsetzen mit aller Kraft; aber es nagt an mir; ich kann nicht essen; es quillt mir alles im Munde. Das war der letzte Rest. Habe ich verdient, so gekränkt, in solcher Weise behandelt zu werden? Noch ein solches Jahr, und ich bin da, wo ich jetzt schon gerne sein möchte.“

Als man von dem Eindruck hörte, den die Entscheidung auf den jungen Künstler gemacht hatte, trat doch ein gewisses gutmütiges Mitleid an die Stelle der seitherigen Opposition. Der großmütige Sinn des Landesherrn trat — wie später noch mehr als ein Mal — zwischen den gekränkten jungen Meister und seine Peiniger. Zu seiner höchsten und freudigen Überraschung erhielt Feuerbach den Auftrag, nach Venedig zu gehen und für die Kunsthalle die Assunta des Titian zu kopieren. Hinter der Wahl gerade dieses Bildes barg sich wohl auch die pädagogische

---

1) Die in der Sammlung Hanfstängls von Bildern Feuerbachs enthaltene Photographie ist nach einem Daguerreotyp hergestellt, das sich glücklicher Weise erhalten hatte. Die schwüle Dämmerstimmung des Bildes, die auf dem trübroten Abendhimmel beruhte, geht der Photographie freilich ab.

Absicht, ihn von den grauen Farben zu heilen und ihn an anderes Kolorit zu gewöhnen.

Feuerbachs Mutter und Schwester lebten seit dem Jahre 1852 in Heidelberg. Dort verabredete er sich mit Scheffel, daß sie gemeinsam die Reise machen wollten; denn auch dieser hatte es damals auf Venedig abgesehen.

Scheffel hatte in der Zeit, in der Feuerbach seine Kämpfe mit den Karlsruher Kunstgewaltigen bestand, die Vaterstadt nur selten und auf kurze Zeit besucht. Er trug sich damals mit der Absicht, sich für das akademische Lehramt vorzubereiten und hatte sich darum in Heidelberg niedergelassen, wo er mit Häusser und dem Germanisten Holtzmann engeren Umgang pflog. Die Übersetzung des Waltharilieds war die erste Frucht dieser Studien. Aber teils seine schlechte Gesundheit, teils sein unruhiger Wandertrieb führte ihn im Sommer nach dem Bodensee. Er arbeitete in der reichen Bibliothek von St. Gallen, und als die Anfänge des Ekkehard in seiner Phantasie sich angesponnen hatten, hauste er bald in Singen, bald auf dem Hohentwiel. Schon bei seinen römischen Rechtsstudien hatte er gelegentlich geäußert: „Wenn ich mich in die alten Urkunden vertiefe, so frage ich nicht, in welche juristische Rubrik ist das und das einzureihen, sondern wer sind die Menschen gewesen, die das so geordnet, und was hat sie dazu getrieben?“ [1]) So

1) Ruhemann, S. 68.

war es ihm auch jetzt wieder ergangen. Während er sich mit den Handschriften der Bibliothek abgab, war er über die St. Gallener Klostergeschichten, Ekkehardi VI casus S. Galli, gekommen, und alsbald hatte seine Phantasie sich zurückgeträumt in die Zeiten der Herzogin Hadwig und des Mönches Ekkehard, der jene merkwürdige Frau auf dem Hohentwiel Latein lehrte. Die anekdotenhaften Mitteilungen Ekkehards IV. über die Witwe Burkhards II. mochten wohl ein dichterisches Gemüt zu weiteren novellistischen Ausführungen reizen; was aber dieselbe Quelle über den Klosterzank in St. Gallen, über die klösterliche Pflege des Aberglaubens und Reliquiendienstes berichtet, würde einen protestantischen Leser eher abgestoßen haben, und es gehörten Scheffels gut katholische Traditionen dazu, um von diesem Stück Mittelalter sympathisch berührt zu werden. So hat er das anmutige Bild einer thätigen, tüchtigen Mönchswelt geschaffen, das nun zahllosen Deutschen vorschwebt, wenn sie von den Klöstern des Mittelalters hören.

Nichts aber wäre unrichtiger, als im Ekkehard einen sogenannten Kulturroman zu sehen, dem die Schilderung einer bestimmten Zeitepoche Hauptsache wäre. Auch Scheffels eigene Äußerungen in dieser Richtung sind nicht allzu ernst zu nehmen. Da nun einmal jeder studierte Mann in Deutschland sich entschuldigen muß, wenn er einen Roman schreibt, gerade als ob er mit dem Strickzeug oder einer sonstigen weiblichen Arbeit betroffen worden wäre, so hat auch

Scheffel in der Einleitung die Schwachheit gehabt, seiner Dichtung die Bedeutung beizulegen, daß sie den Inhalt ihres Zeitraums wie in einem Spiegelbilde zusammenfasse. Allein, als er dichtete, ist ihm die treue Darstellung jenes Zeitraums gleichgültig genug gewesen. Die geschichtsphilosophische Einleitung und vollends die gelehrten Anmerkungen am Ende sind ein Beiwerk, das höchstens dazu gut ist, zu erfahren, an welche Stellen der Chroniken sich seine dichterischen Träume angesponnen haben.

Wenn wir von dem Kämmerer Spazzo absehen, der eine Scheffelsche Originalfigur ist aus der Familie derer von Rodenstein, des Pumpus von Perusia und anderer Vettern, so hat der Dichter freilich alle Personen seines Romans, nicht nur das Liebespaar selbst, sondern auch Nebenfiguren wie Heribald, Wiborada, Cralof, Ruodmann, Thieto, den gefangenen Cappan und den Klosterschüler Burkhard u. s. w. aus dem Buche Ekkehards IV. entnommen, und selbst die liebliche Praxedis ist nur aus der anmutigen Erzählung von Wendilgart und Wiborada X, 82 herausgewachsen. Aber gerade die Unscheinbarkeit der Anekdoten, die Scheffel zu seinen poetischen Träumen verleiten, beweist, welche dichterische Kraft in ihm lebte, wenn ihm solche kurze Notizen sofort zu den lebendigsten poetischen Visionen verhelfen konnten. Ist diese Simsonskraft aber über ihn gekommen, so kümmert ihn die historische Wirklichkeit verzweifelt wenig. Für ein Kulturbild wird man schwerlich eine Erzählung

gelten lassen, in der eine Herzogin von Schwaben, das heißt eine Fürstin, deren Gebiet von Augsburg bis zu den Vogesen und von Franken bis zu den Alpen reicht, Sommer und Winter auf einem alten Rattenturme haust, und ihr ganzes Gefolge besteht aus der Zofe Praxedis und — dem Kämmerer Spazzo. Der Hof einer Herzogin von Schwaben[1]) war damals ein großer, politischer Mittelpunkt, und Scheffels wundervolles Burgidyll hat just so viel historischen Gehalt wie der Kaiser Octavianus oder der König Rother. Ekkehard II. war magister poenitentiarum, das ist Beichtiger der Herzogin Hadwig, wie später Konrad von Marburg Beichtiger der Landgräfin Elisabeth war, und als er wie dieser einer Liebschaft mit seiner Herrin bezichtigt wird, der Verleumder aber fürchtet, er könne von dieser Lästerung „seiner Schönsten" Mitteilung gemacht haben, sagt der Mönch: „Nie bin ich bei ihr in so großem Vertrauen gewesen, daß ich gewagt hätte, den Ohren ihrer Strenge dieses vorzubringen." Sie ehrte ihn als ihren „Meister," und um ihn auszuzeichnen, führt sie ihn an der Hand in sein Gemach. „Da pflegte sie," sagt unsere Quelle, „bei Nacht und bei Tage mit irgend einer vertrauten Zofe zum Lesen einzutreten, indem jedoch die Thüren immer offen blieben, damit, wenn jemand auch den Mut sich herausnehmen

1) Wie seine Quelle geht Scheffel überall davon aus, daß Hadwig das wirklich gewesen. Thatsächlich haben sich die Hoffnungen der thatkräftigen Witwe in dieser Hinsicht nicht erfüllt.

sollte, zu erzählen, was da (bei Hofe) vorgehe, derselbe nichts Ungünstiges zu berichten hätte. Dort fanden auch häufig Dienstmannen und Krieger, ferner Fürsten des Landes die beiden, wie sie dem Lesen oder Ratschlägen nachgingen. Indem jedoch jene Frau bei ihren strengen und sehr wilden Gewohnheiten den Mann oft erbitterte, bewirkte sie, daß er zuweilen viel lieber zu Hause als bei ihr geblieben wäre. So geschah es bei einem Rücklaken und dem Vorhang seines Bettes, welche er selbst nach seiner demütigen Denkart abzunehmen befahl, daß sie den Diener, welcher die Gegenstände abnahm, peitschen ließ, und kaum gab sie auf viele Bitten des Meisters zu, daß derselbe nicht auch an Haut und Haar geschunden wurde.“ Das war die Herzogin des zehnten Jahrhunderts, wie niemand besser wußte als Scheffel selbst. Daran aber erkennt man den großen Dichter, daß er seine, historisch genommen, so völlig unmögliche Welt mit einer Kraft der Phantasie uns vorführt, daß wir die Frage gar nicht aufwerfen, ob sich das alles im zehnten Jahrhundert am Hofe einer mächtigen Fürstin ereignen konnte, was uns der Dichter erzählt? Seine Hadwig und sein Ekkehard sind eben wahr trotz alles Widerspruchs mit der geschichtlichen Wahrheit, und die Gestalten, mit denen Scheffel den Hohentwiel bevölkerte, haben so viel Lebenskraft, daß ihr Andenken das aller historischen Insassen des Hohentwiels überdauern wird, obwohl es deren ganz respektable gegeben hat.

Von den zahlreichen modernen Beziehungen des Romans haben die Besprechungen eine nicht erkannt. Der Ritt des Kämmerers Spazzo zu den Mönchen von Reichenau ist nebenbei eine Satire auf den badischen Kirchenstreit von 1850 bis 1854, und das Sprüchlein, das Spazzo so tapfer wiederholt: „Den landesherrlichen Rechten soll durch klösterliche Anmaßung kein Eintrag geschehen," ist nur eine Parodie gewisser Ministerialerlasse und denselben ziemlich wortgetreu nachgebildet. Scheffel gab das auch unumwunden zu, als sein Freund Sandberger ihm solche Bosheit vorwarf.

Im Februar 1855 hatte der Dichter zu Heidelberg sein Werk abgeschlossen und das Buch der Frankfurter Verlagshandlung Meidinger Sohn & Co. gegen ein einmaliges Honorar von 1200 Gulden für fünfzehn Jahre überlassen. Hätte sein Trompeter damals den Anklang gefunden, den man heute voraussetzt, so wäre Scheffels Vertrag mit Meidinger völlig unbegreiflich. Aber das Gegenteil war der Fall gewesen. Der Trompeter hatte noch nicht einmal eine neue Auflage erlebt. Auch bei Ekkehard war von einem raschen Erfolge nicht die Rede. Übertrieben mag es wohl sein, aber völlig aus der Luft gegriffen ist es nicht, wenn der Berliner Buchhändler Janke, der das Verlagsrecht aus der Meidingerschen Gantmasse aufkaufte, in einer öffentlichen Erklärung behauptete, als er den Ekkehard übernommen, sei derselbe bereits „ein vergessenes Buch" gewesen, und nur seinem „fach-

mäßigen Vertrieb" sei es gelungen, die Aufmerksamkeit endlich auf diese bereits verschollene Dichtung hinzulenken. In der That hatten nur ganz wenige eine Vorstellung davon, was Ekkehard für die deutsche Litteratur bedeute. Selbst Scheffels nächste Freunde nahmen es doch etwas gar zu leicht mit den unvergänglichen Gestalten dieser Dichtung, wenn nach einem an Scheffel gerichteten Schreiben „der Engere" beschloß, „dem fahrenden Scholar Josepho Scheffel die lange Fridrun in Gnaden nachzusehen; in betreff der Herzogin Hadwiga aber und des Schulmeisters Ekkehard, die zusammen nur den Virgilium lasen, den Verfasser zu mahnen an die Worte Dantes: ‚Desselben Tages lasen wir nicht weiter', und wäre es schöner so gewesen." Es ist dasselbe Urteil, welches der französische Kritiker Bourdeau und der Holländer Busken Huet später aussprachen, welch Letzterer in dem „Gids" sagt: „Da Scheffel sich einmal eine Herzogin mit entzündbarem Herzen und einen Ekkehard mit jugendlichem Blute gedacht hat, so hätte er auch die menschliche Natur freier spielen lassen müssen. Es wäre dann Abälard und Heloise daraus geworden." Und doch ist die keusche Mönchsseele, welche ringt mit dem unvertilgbaren Triebe nach Glück, gerade das Thema des Buchs und das Schönste und Tiefste daran. Den Ausländern mag man ein solches Verkennen nachsehen, aber auch die Ästhetik des „Engern" reichte im Grunde nicht viel weiter als bis zum Kasperltheater.

Meister Josephus und Meister Anselm hatten also ziemlich gleiche Eindrücke von der Heimat, als sie dieselbe verließen. Hatte Scheffel bis dahin nicht ganz die Unbill des Geschicks zu erdulden gehabt wie jener, so war er dafür innerlich empfindlicher als sein Freund, der mehr Lebensfrische und ein viel stärkeres Selbstgefühl der Kritik entgegenzusetzen hatte. „Oh," ruft Scheffel zwei Jahre nach Erscheinen des Ekkehard aus, „oh, wenn Du wüßtest, was für böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die Unsereines wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranziges Öl über uns gießen und Leiche an Leiche in die Toten-schreine einmarinieren!" Dieselbe Erfahrung aber faßt sein Freund Anselm rund und bündig in das Epi-gramm: „Den Deutschen bleibt das Verdienst, mich immer schlecht behandelt zu haben." —

Die Anfänge desjenigen Buches, das am rascheſten Anklang fand, des „Gaudeamus," reichen übrigens gleichfalls in diese frühe Zeit zurück, obwohl Scheffel die Sammlung erst 1865 und dann unter Widerspruch der Frau nur zögernd herausgab. Ihrer bemächtigte sich die Studentenschaft mit unerhörtem Eifer, und ich war erstaunt, als ich Herbst 1867 nach Heidelberg zurück-kehrte, wie in den vier Jahren, die ich außerhalb des Universitätslebens gestanden hatte, Scheffel plötzlich bei den Studenten in Mode gekommen war. Aber die Lieder, die jetzt bei Tag und Nacht angestimmt wurden, waren meist viel älteren Datums und paßten

kaum mehr zu des Dichters eigener Stimmung. Auch der Neid über den großen Erfolg machte sich bald geltend und versteckte sich hinter der Befürchtung, die Jugend werde durch Scheffels Lieder zum Trinken verleitet und seine parodierenden Lehrgedichte erzeugten eine „rüde Verachtung der Wissenschaft." Und doch kam gerade im „Gaudeamus" des Dichters spezifisches Talent zur Geltung; denn das innerste Wesen Scheffels war Humor. Er sah an allen Dingen die paradoxe Seite, und seine Phantasie belebte ihm ungesucht Saurier, Guano, Keilschrift, Steinäxte, Granit, Basalt und immer komisch, niemals tragisch oder sentimental. Bei dieser Naturanlage war ihm das Parodieren des gelehrten Stoffs eine Notwendigkeit; es machte sich ihm ganz von selbst, und nie war er vergnügter, als wenn die Wirklichkeit selbst diesem Geschmack entgegenkam. „So kann das Heldentum verlaufen," sagte er einmal zu Dahn, als er in Osterburken einen römischen Ziegelstein mit dem Stempel der XIX. Legion entdeckte, den sich die Besitzerin, ein altes Weib, bei Magenschmerzen auf den Leib zu legen pflegte — als Wärmflasche. Sandberger und ich trafen ihn ein anderes Mal, als er von dem Entenfang am Rhein zurückkam, und es war ganz im Stile seines verliebten Ichthyosaurus oder des freienden Basalt, wie er von den dortigen Vorgängen erzählte. Das Institut läßt nämlich seine zahmen Enten hinausschwimmen in den Rhein, hier schließen wilde Enten sich an, und mit dem leitenden

Enterich segelt die ganze Schar nach einem Orte, wo das Netz auf sie niederfällt. Es war hochkomisch, wie Scheffel sich nun über die tiefe moralische Verderbnis des Enterichs ausließ, diesen Mouchard und Schüler Pietris. Wir erwarteten danach ein neues zoologisches Lied, wie das der Guanovögel, das indessen leider ausblieb. Dieses Guanolied ist wohl das früheste der Art, denn es entstand, als Scheffel in Heidelberg mit seinem Freunde Julius Braun eifrig auf Seiten des dortigen Philosophen Röth stand, im Gegensatz zu der herrschenden Hegelschen Schule. Im „Engern“ erschien Scheffel nur mit großen Unterbrechungen. „Alle paar Wochen tauchte er auf,“ erzählte mir ein Freund Häussers, „und dann brachte er meist irgend einen neuen poetischen Unsinn mit.“ Das war die Auffassung, die auch Nahestehende im Jahre 1855 noch von Scheffels Muse hatten. Der Historienmaler Anselm und der Verfasser der schönsten Historie der deutschen Nationallitteratur konnten also nicht klagen, daß sie in der Heimat überschätzt würden, als sie gemeinsam am 4. Juni 1855 von Heidelberg aus nach Venedig aufbrachen.

2.

„Das Verhältnis zwischen Scheffel und mir war ein unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohlthuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiastenfreundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständnis, auf Achtung

und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden Wert verlieh.“ Man sieht in dieser Schilderung Anselms die beiden Freunde wie auf einer Doppelphotographie beisammen: den kleinen feingliedrigen Maler, der, wenn er nicht gereizt wurde, die weiblichste Zurückhaltung und verbindlichste Freundlichkeit zeigte und dabei stets wußte, wann es genug und jeder Teil wieder lieber allein wäre, und den damals noch schmächtigen Scheffel, dessen zuweilen etwas schielendes Auge leicht nach innen gekehrt war und die Beschäftigung mit seinen eigenen Gedanken verriet; auch er gern schweigsam, bis eine Jugenderinnerung seinen Erzählungstrieb in Fluß brachte.

Sofort in München konnte Scheffel sich als treuen Reisegenossen bewähren, wie Anselm der Mutter meldet. Der Maler zog sich in der kalten Abendluft Münchens eine Halsentzündung zu und mußte zu Bett liegen, „wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte und mich mit eigenhändigem Senfteig beglückte.“ Aber sobald Feuerbach nur wieder „krähen“ konnte, drang er auf Abreise. Schweigend fuhren beide im offenen Wagen den Alpen entgegen, und als die ewigen Schneehäupter auftauchten, belebte die Freude auch den kaum noch Genesenen, so daß er den schlafenden Scheffel zum ersten Mal wieder mit lauter Stimme anrufen konnte. Nun ging es über den Brenner nach

Bozen, und all die Herrlichkeit ringsum schloß die Herzen der jungen Männer weit auf. „Scheffel,“ schreibt Anselm der Mutter, „ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch und wenn ich an all die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner war, die Mitteilung in stiller Begeisterung oder die Natur, durch die wir fuhren.“ Über Verona erreichten sie dann ihr Reiseziel Venedig. „Wir wohnen am Meere,“ schreibt Anselm. „Zahllose Schiffe wiegen sich vor unsern Fenstern, Inseln mit Kuppeln glänzen im Sonnenschein. Des Abends stürze ich mich in das adriatische Meer und wasche alle Sünden der Vergangenheit ab. Die Zeit, bis die Leinwand gespannt ist, benütze ich zu Zeichnungen nach alten Bildern, Scheffel ist fleißig auf der Bibliothek. Du siehst, wie sich alles schön und lieblich fügt. Ja, wir wandeln auf Marmor und wohnen in Palästen.“ Scheffels eigene Mitteilungen „von der Seestadt Venedig“ waren mehr humoristischer Natur und die Mosquitos, die Scharen der Bettler und die ebenso lästige Zuthulichkeit der Landsleute spielten in denselben eine große Rolle. Gern erzählte er später von einem Landsmanne, der damals allein in Venedig eintraf und sich zwischen den fremd redenden Welschen im Kaffee außerordentlich unbehaglich fühlte. Als aber der schwäbische Kellner sein leeres Glas anfaßte und fragte: „Noch a moli?“ atmete er auf und dachte: „Wenn das Italienische so leicht ist, kann ich's ja auch versuchen,“ und rund und bündig er-

widerte er: „Allerdings.“ Von dem Roman, an dem Scheffel damals schrieb, habe ich nie anders gehört, als daß er die venetianische Geschichte zum Hintergrunde hatte, und daß er denselben in München wieder aufnahm, weil ihm bei der schwülen Hitze Venedigs die Arbeit schlecht von Statten ging. Seine Hauptarbeit in Venedig scheint gewesen zu sein, die Dekoration zu studieren und auf der Bibliothek sich in die venetianische Geschichte hineinzulesen. Feuerbach saß an seiner Staffelei vor der gewaltigen Assunta. Statt der kleinen Kopie, die man in Karlsruhe von ihm erwartete, malte er ein großes Galeriestück, nach dem Grundsatz, den er später dem Baron Schack gegenüber zur Unzeit betonte, daß die Stoffe ihr Maß in sich hätten und nicht in der Laune des Bestellers. Auch den Gesamtton des Bildes mußte er anders stimmen, denn in ihrer ursprünglichen Kraft beibehalten, hätten bei dem verkleinerten Umfang die Farben zu schreiend gewirkt; daß die Karlsruher Kunstbrahminen diese Transposition als Fehler betrachteten, bewies ihm nur ihre Ignoranz.

So lebten die Freunde fleißig, in achtungsvollem Verkehr still neben einander, während die Cholera in Venedig ihren Einzug hielt und die Menschen ringsumher starben. Endlich widerstanden auch unsere Künstler den Wirkungen des Klimas nicht länger. Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Anselm hielt etwas länger aus und wich nicht von seinem Bilde, bis die Unter-

malung völlig dastand. Nun aber war auch er mit seiner Kraft zu Ende, und man beschloß, am Gardasee oder noch weiter oben im Sarkathal in Alpenluft sich gesund zu baden. Alsbald aber stellte sich eine eigentümliche Schwierigkeit heraus. Anselm verdankte sein Reisestipendium lediglich der Großmut seines badischen Landesherrn. Die vollziehenden Organe hatten aber so geringes Vertrauen zu der Zuverlässigkeit eines jungen Künstlers, daß der Bankier in Venedig Anweisung erhalten hatte, genau zu kontrollieren, ob der junge Mann fleißig bei seiner Arbeit bleibe. Von Zeit zu Zeit erschien sogar der Ausläufer des Bankhauses in der Akademia, um sich sachverständig zu überzeugen, daß die Arbeit auch fortschreite und der Künstler fleißig sei. Als nun Anselm verlangte, daß man ihm zum Zweck seiner Reise einen Teil seiner Pension vorausbezahle, machte der Bankier Schwierigkeiten, und es entspann sich eine widerwärtige Korrespondenz. „Aber trotz vier- oder sechshändiger Zügelführung," schreibt Anselm, „wozu sich Kunst und Finanzen vereinigten, ward der Pegasus doch nicht gezähmt und allen Bankiers und Bedienten zum Hohne fuhren wir, Scheffel und ich, als hohläugige Gespenster, über den funkelnden Gardasee." Der frische Hauch, der die grünen Wellen des Sees kräuselt und die Alpenluft, die von den türmenden Felsmassen bei Riva herabfällt, machte die elastische Jugend bald wieder munter, und ihre Muskeln federten von Reiselust. Ein Einspänner brachte sie

von Riva ins Sarkathal, und Scheffel erzählt im „Frankfurter Museum“ mit seinem eigentümlichen Humor, wie sie am Tobliner See, dessen wunderbare Spiegelbilder jedem Besucher des Sarkathals unvergeßlich sind, den Ort gefunden zu haben glaubten, an dem sie ihre Wiedergeburt ruhig abwarten sollten. Sie entdeckten ein Castell, „und daß sie von ihm nichts Näheres wußten, war, wie der Maler sehr ernsthaft bemerkte, just ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen.“ So kletterten sie den schiefrigen Fußpfad empor und standen bald vor dem innern Portal. Verblichene Malerei war unter einem einfachen Erker sichtbar. Ein finsterer Gang führte ins Innere der Behausung; alte rauchgebräunte Säulen, denen als Fußboden der unbehauene, verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem offenen inneren Hofe; an der einen Wand eine rissige römische Inschrift, den Schicksalsgöttern geweiht, an der andern Wand Reste von Arabesken und freskogemaltem, heraldischem Getier. Eine lustige Loggia, von zierlichen toskanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk. Ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunkeln Geviertraum. — „Die Sache macht sich!“ sprachen die beiden zusammen, denn alles war schön in der Form und „wohlangeraucht“ und mit einem leisen Anflug von Verfall behaftet, kurz, ein Gebäu, als ob es lediglich in Beziehung auf deutsche Jünger und Verehrer der edlen

Künste in den grünen See hineingestellt sei. In der Loggia aber saß allerlei fremdartig aussehendes Volk; neugierig schmucke Frauengesichter tauchten auf und verschwanden; zu den Fenstern eines anstoßenden Saales glänzte der See in tiefsmaragdner Farbe herein. An einem Tische waren Meßinstrumente gelagert, und tranken etliche vorüberstreifende Geometer mit einem Kapuziner und einem Jägersmann ihren Wein. Bei ihnen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im weißen, hausväterlichen Negligeekittel, der alte padrone di casa, von dem das Schicksal der zwei jungen Männer für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkelgefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt, als von südlichem Weine gerötet schien; halb lag Schlauheit halb Wohlwollen auf seinen Zügen, um den Mund aber ein vertrauenerweckendes Schmunzeln. Die zwei nahmen eine prüfende Position ein und erbaten sich einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend edelstes Erzeugnis gepriesen. Wie der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Innern eins, daß hier nur im Falle evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug zu denken sei, und eröffneten dem Alten rund heraus und ohne Umschweife ihre Absicht, sich allhier auf dauernde Sommerzeit einzunisten und nicht mehr zu weichen. Ein solches Ansinnen aber war Giacomo Sommadossi, dem Hausherrn, noch nicht vorgekommen; denn wiewohl er in seinen weiten

Hallen jedem, der durch das einsame Sarkathal zieht, einen Trunk Weines oder eine Portion Polenta verabreicht, so nimmt er doch keine fremden Gäste unter das Dach des Schlosses, verschließt vielmehr gegen Abend sorgfältig seine Thore, damit nicht unbekanntes Gesindel, die einsame Wildnis der Gegend benutzend, ihm einen Streich spiele. Als der Alte vollends erfährt, daß es sich um „pittori“ handle, mißtraut er ihrer Börse oder ihrer Moral und will von der Sache nichts wissen. Da ergreift Scheffel das Wort zu einer gewaltigen Rede über die Ehrbarkeit deutscher Künstler. „Und ein gut Glück wollte, daß just ein blasses, dunkeläugiges Kind mit seltsam schwermütigem Blick durch den Saal schritt. Der deutsche Redner aber hatte nicht umsonst in der Schule gelernt, daß durch geschickte Benutzung unvorhergesehener Ereignisse während der Rede deren Wirkung in hinreißender Art verstärkt wird, darum ergriff er des dunkeläugigen Kindes Rechte, führte es zu Sommadossi, dem Alten, legte ihm die Hand wohlwollend aufs Haupt und sprach: „Und nun sag' du selber, Angiolina, dem Großvater, ob wir hier bleiben oder wieder fortgehen sollen.“ Das Mädchen hieß zwar, wie sich später herausstellte, weder Angiolina, noch war Sommadossi der Alte sein Großvater; es schaute aber bedachtsam an dem Fremden hinauf und sagte ruhig: „Sie sollen hier bleiben, die Signori.“ Da schien des Alten Herz zu erweichen, er sprach: „vederemo!“ der beabsichtigte Redekoup war gelungen.

So verbrachten die zwei am Tobliner See einige Wochen, die Scheffel und Feuerbach gleicherweise zu den reinsten und schönsten Erinnerungen ihres Lebens zählten. „Wir genasen," schreibt Meister Anselmo, „von allen körperlichen und seelischen Leiden in der glücklichen Einsamkeit von Toblino. Gesegnet sei dieser stille, reine, heilige, von keiner Kultur berührte Gebirgswinkel mit seiner herben, großen Natur, seiner frischen, kräftigen Luft und seinen einfachen, guten Menschen. Wer hier nicht gesund wird, der bleibt ein kranker Mann sein Leben lang, sagte ich zu Scheffel. Ich ward auch bald durch das Landschaftern in der köstlichen Bergluft und durch Rudern und Baden im See so stark, daß ich nur auf die Gelegenheit wartete, jemand von Herzen durchzuprügeln. Wenn ich draußen weit ab malte, hatte ich einen Unterschlupf in einer Osterie des phantastischsten Gebirgsdorfs der Welt. Ein kleines Stübchen, gegenüber die Trümmer des Schlosses Madruz, unten ein toller Mühlbach!" Für den Poeten erwies sich nun aber ein so gründlicher Wechsel der Dekoration, wie die Vertauschung des canale grande mit dem Tobliner See war, doch störend und nachteilig. Neue poetische Träumereien stiegen ihm auf, und daß er die Venezianische Geschichte zurücklegte, um diesen nachzuhängen, hatte zur Folge, daß keine von beiden Arbeiten zum Ziele kam. Angesichts von Malveno und Madruz sammelte er Stoff für einen nationalen Roman, dessen Mittelpunkt Georg von Frundsberg bilden sollte.

Aber alles verschwand „wie neckender Spuk der Nacht,“ und in einer seiner mißmutigen Stunden streute er bei der Heimfahrt die tintenübergossenen Blätter in den See, während Anselmo wenigstens eine Reihe von farbenglänzenden Studien in seiner Mappe davontrug. Um so fleißiger hatte Scheffel über sein einsames Glück nach Hause geschrieben „in dem luftigen Vorsaal, wo mir das blasse Mägdlein Maria so oft über die Schulter schaute und sprach: „Immer schreiben — immer schreiben? Er muß seine sposa in Deutschland sehr lieb haben, der fremde Signor, daß er so viel schreibt.“ Dazwischen machten die beiden Freunde zu Fuß und zu Pferd, zu Wagen und Schiff oft gewagte Touren. Einmal verloren sie auf dem See während eines wilden Gewitters die Richtung und hörten plötzlich die Glocke des Kastells läuten, die die Töchter des Hauses zogen; denn die ungeübten Schiffer, die ihre Künste auf dem Ludwigssee in Karlsruhe erlernt hatten, waren in wirklicher Gefahr. Feuerbach hatte inzwischen eine Madonna gemalt, und der wackere Sommadossi, der fürchten mochte, der Maler habe vor, sie ihm an Zahlungsstatt anzubieten, erklärte in unnötiger Vorsicht, daß er sie nicht in seiner Kapelle haben möchte. Endlich schlug die Stunde des Abschieds, und da die große Tafel nicht anders zu transportieren war, wurde sie auf dem Kahne aufgestellt und oben am Maste angebunden. So wenigstens erzählte mir Scheffel den Vorgang, während man nach Anselms Bericht (im

„Vermächtnis“ S. 61 d. ersten Aufl., S. 64 d. zweiten), meinen könnte, er habe die Leinwand selbst als Segel aufgespannt, ein Vandalismus, von dem er doch weit entfernt war. Übrigens bestätigte auch Scheffel, daß Dorfkinder gemeint hätten, als sie das Bild durch den Schilf wandeln sahen, die Madonna sei ihnen erschienen, und von dieser Erscheinung habe man es am ganzen Seeufer abgeleitet, daß die dortigen Dörfer von der Cholera verschont geblieben sind. Schließlich soll das Bild, doch ist die Mutter des Malers dessen nicht sicher, in einer Kapelle des Gardasees seine Verwendung gefunden haben.

Bald darauf trennten sich die Wege der Freunde. Scheffel ging nach Meran und von da nach Baden-Baden. Im November fiel er in schwere Krankheit, deren Nachwirkungen ihm lange fühlbar waren und die schöne Erinnerung an seine zweite italienische Reise trübten. Nach seiner Weise brachte er Wochen und Monate in einsamem Grübeln zu. Noch immer konnte er das Scheitern seines Planes, Maler zu werden wie sein Freund Anselm, nicht verwinden. Noch am 5. Mai 1856 schreibt er einer Freundin: „Mögen Sie wissen, daß ich einen schweren, fast zu schweren Kampf gekämpft habe, als ich sah, daß ich nicht mehr jung genug war, um das Schwierige der Technik und der ersten verfehlten Versuche zu überwinden, wie ich nötig gehabt hätte, um mich bei beschränkten Mitteln und bei meiner eigenen Ungeduld aufrecht zu erhalten . . . In Deutschland habe ich seither wenig

Erfreuliches erlebt. Bei dem Drang eigenen Schaffens mußte ich just nach dem Gegenteil von dem streben, was die Leute für praktisch halten, nach Freiheit und Einsamkeit, statt nach einer Stellung in der Welt. Und ich habe manche schwere Stunde erlebt im Konflikt mit meinem Vater, der mich immer versorgt wissen wollte, ohne Freunde, die mich verstanden, lange Monate von schwerem Augenleiden heimgesucht — jetzt, da ich eine größere Arbeit vor die Welt stellen konnte (den Ekkehard), sind die Leute, die sich jedem fait accompli fügen, auch zufrieden und lassen mich in Ruhe." Selbst die schönen Tage in Italien 1855 erscheinen ihm in dieser Stimmung in einem wehmütigen Lichte. „Es war wie das Wiedersehen einer für immer verlorenen Geliebten," schreibt er. „Ich bin nur um so trauriger geworden, zumal da mich die heftige Cholera von Venedig und einer dort begonnenen großen neuen Arbeit verscheucht hat. Kaum heimgekehrt, im vorigen November, wurde ich schwer krank und habe jetzt noch immer mit den Nachwehen zu kämpfen. . . . Wie es dann weiter mit mir wird, mag das Schicksal bestimmen, das mich bis jetzt geleitet hat . . . ich habe einige Aussicht, in München eine Stellung zu bekommen, auch ein Aug' auf einen Katheder in Heidelberg geworfen . . . Gott wird alles zum Guten fügen. . . . „Schweig, leid und lach — Geduld überwindet alle Sach," hab' ich in einem alten Tiroler Stammbuch gelesen."

Feuerbach war inzwischen nach Venedig zu seiner

Assunta zurückgekehrt, die er Ende Oktober nach Karlsruhe ablieferte. Leider aber endete dieser sonst so erfreuliche Abschnitt seines Lebens auch für ihn mit einem verdrießlichen Nachspiel, das über sein ganzes weiteres Schicksal entschied. In die Zeit seines venetianischen Aufenthaltes war die Vermählung seines fürstlichen Protektors gefallen. Ungeschickt, aber aus gutem Herzen, hatte der junge Maler sich für berechtigt gehalten, seine Dankbarkeit dem hohen Paare durch ein Hochzeitsgeschenk zu bethätigen, und übersendete demselben seine „Poesie," das Bild einer mit Lorbeeren gekrönten Frauengestalt, die man eher für eine Sibylle halten würde. Er selbst sagt von dem Bilde: „Ich wollte in dieser einen Gestalt das alte Italien verkörpern, wie es vor meiner Seele stand. Wie hätte ich diese Gestalt anders nennen können als Poesie?" In Italien aber sah er den Genius, dem es gelang, Wirklichkeit und Natur zum Ideal zu erheben. Nur durch diesen Prozeß vollziehe sich das Wunder, das wir Kunstwerk nennen. „Eine Ahnung davon lag von Anfang in meiner Natur, und diese Ahnung ist halb verkörpert in dem verachteten und verschmähten Karlsruher Bilde, in meiner „Poesie" sichtbar; deswegen liebe ich es trotz aller seiner Fehler und trotz seiner Verbannung in die Rumpelkammer der Karlsruher Galerie." Weltunkundig und ungeschickt hatte der junge Mann sich eine Blöße gegeben, die seine Feinde nicht unbenützt ließen. Allenthalben ward über die Art gelästert, wie der aufdring-

liche Schüler den Versuch gemacht habe, sich eine Pension zu erbetteln. Nun wollte das Unglück, daß der Transport der vortrefflich ausgefallenen Kopie der Assunta sich um mehrere Wochen verzögerte. Alsbald waren seine Gegner gewiß, er habe das Bild anderwärts veräußert, und erst die Ankunft schlug die verleumderischen Gerüchte nieder, mit denen man ihn verfolgt hatte, widerlegte aber auch zugleich die zuversichtliche Behauptung der Neider, daß er zu heller und klarer Farbengebung gar nicht fähig sei. In der That ist seine Assunta nicht nur eine herrliche Reproduktion des größten Bildes der „Akademia," sondern auch schlechtweg eines der besten Bilder der Karlsruher Galerie. Die günstige Aufnahme seiner Arbeit gab Anselm Hoffnung auf weitere Förderung, und Schirmer ließ ihn auch wissen, daß er eine fernere Unterstützung für einen Aufenthalt in Rom beantragt habe. Nach einer Weile glaubte er anfragen zu dürfen, was man über ihn beschlossen habe? Die Antwort erteilte Hoffinanzrat Kreidel, der jegliches Ding vom fiskalischen Standpunkte aus betrachtete. Sie bestand in einer Anweisung auf 200 fl., die von seiner Pension noch übrig seien, mit dem Zusatz: „Hiervon geben wir dem Maler A. Feuerbach in Venedig mit dem Auftrage Kenntnis, daß es ganz in seinem Belieben steht, Venedig jeden Tag zu verlassen. Es ist uns überhaupt keine höchste Bestimmung bekannt, welche ihn nach Vollendung des Bildes Mariä Himmelfahrt von Titian in Venedig gefesselt hielte."

Daß der hohe Herr selbst von dieser brüsken Behandlung keine Ahnung hatte, beweist die Großmut, mit der er 1859 Feuerbach durch Ankauf seines „Dante“ in kritischer Zeit unterstützte und sogar Schritte einleitete, ihn als Professor an die Karlsruher Kunstschule zu ziehen. Es waren eben lediglich die kleinen und kleinsten Geister der Residenz, die jede ihm gewährte Hilfe für Vergeudung hielten. Andere, die von seinem Talente besser dachten, mochten es dessenungeachtet für angemessen erachten, daß er sich auf eigene Füße stelle. Dieser pädagogische Hintergrund des Verfahrens spricht wenigstens aus einem an sich gewiß wohlgemeinten Briefe Schirmers, der aber Feuerbach im Innersten verletzte. Schirmer war eben nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein eifriger Pietist, dem das Seelenheil seiner Kunstjünger noch wichtiger war als ihre Kunst; so nur begreift es sich, wie er dem reizbaren und ohnehin tief unglücklichen jungen Manne schreiben konnte: „Mein Wunsch geht dahin, daß Sie in gesunder, uneitler Weise, weder verzagend noch trotzend, weiter streben. Können Sie in Italien durch Ausübung Ihrer Kunst anderwärtige Mittel zum dortigen Aufenthalt erzielen, so bleiben Sie ruhig dorten; ein rechter Mann sucht vor Allem frei und unabhängig zu werden, seine leibliche Existenz durch seiner Hände Arbeit zu bestreiten. Fügt es jedoch Gott nicht, daß Sie Bestellungen dort erhalten oder durch ein paar Porträts die Zeit abwarten können, dann benützen Sie die noch übrigen 200 fl.

zur Heimreise.“ Was Anselm damals litt, das hat er in einem Briefe vom 5. Mai 1856 der Mutter anvertraut: „Die Entscheidung von Karlsruhe ist eingetroffen, so, wie ich vorahnend gefühlt habe. Ich lege die Briefe bei, die mich heimatlos machen. Indem ich dies schreibe, habe ich die Hand fest auf das Herz gedrückt und ich wollte, ich wäre bei dem lieben Vater. Es ist ein scharfes Schwert, das mich getroffen hat, aber tödlich ist die Wunde doch nicht, nur sehr schmerzhaft. Es gibt auch kein Drama; dazu gehören ihrer zwei, das richtige tragische Schicksal und der richtige dumme Mensch. Der bin ich nicht. Ich schlage mich durch.“ Und er schlug sich durch, freilich nicht ohne Wunden und oft dem Verbluten nahe. Große, nie genug anzuerkennende Opfer der Seinigen ermöglichten es ihm, in Florenz seine Studien fortzusetzen, und endlich gelang es ihm, in Rom sich eine Existenz zu gründen, obwohl Deutschland nach wie vor sich gegen seine Kunst ablehnend verhielt. Wenn er in den heißen Monaten wieder in Heidelberg bei der Mutter eintraf, fand er stets ein dickes Packet Briefe von deutschen Ausstellungsbehörden vor. Der Inhalt sämtlicher Zuschriften aber lautete übereinstimmend: „Die Bilder Ihres Herrn Sohnes sind wohlverpackt an Ihre werte Adresse abgegangen.“ Auch als er sich 1873 entschloß, wieder über die Alpen heimzukehren und eine Professur in Wien anzunehmen, hatte die Stimmung in der Heimat gegen ihn sich nicht gebessert. Seine Wiener Er-

fahrungen haben ihn dann vollends gebrochen. Bei jedem Besuche, den er nun in Heidelberg machte, sah er schlechter aus; das Gesicht war immer wieder kleiner und die Augen größer geworden. Die stille Freundlichkeit und der milde Ausdruck der Rede hatten etwas Tragisches, da man die Empfindung erhielt, daß sie nicht auf Glück und innerem Frieden, sondern auf schmerzlich errungener Resignation beruhten. In sein Tagebuch schrieb er: „Nicht meine Schuld ist es, wenn die Blüte meiner Kunst nicht voll und freudig in das Dasein getreten ist. Was die gütige Natur mir in die Seele legte, das hat die Härte und das Unverständnis meiner Zeitgenossen in ihrem Wachstum aufgehalten und verkümmert. Dieses wollte ich sagen, nicht um meiner selbst willen, — was würde es mir jetzt noch helfen? — aber um der Wahrheit willen und für künftige Zeiten. Denn die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben."

Es war ein Zug rechtschaffener Freundestreue an Scheffel, daß er die Beziehungen, die er seinerseits zu dem Weimarer Hofe fand, benützte, um den Großherzog Karl Alexander auf das Talent seines Freundes Anselm direkt und durch Mittelspersonen aufmerksam zu machen. Er ermunterte den hohen Herrn, in Rom das Atelier Feuerbachs aufzusuchen, und bringt ihn auch später wieder brieflich in Erinnerung. Anknüpfungen wurden auch versucht, doch führten sie zu keinem dauernden Ergebnis. Eine besonders nieder-

schlagende Erfahrung war für den jungen Maler, daß bei der Münchner Ausstellung im Jahre 1865 sein Symposion, in dem er sich bewußt war, sein Höchstes geleistet zu haben, keiner Auszeichnung gewürdigt wurde. Der Sohn des Archäologen zeigte in diesem Bilde, wie tief er in den Geist der Antike eingedrungen war, aber gerade das rügten die Ignoranten, die in Kunstsachen das große Wort führten, daß Feuerbach kein Verhältnis zu seiner Zeit finde. Dafür fand er ein Verhältnis zur Ewigkeit. Das Bild hatte eine wunderliche Entstehungsgeschichte. Ein junger französischer Gelehrter hatte Anselm in Heidelberg von Platos Symposion vorgeschwärmt und Feuerbach wunderte sich selbst, daß diese erlauchte Gesellschaft eines Sokrates, Aristophanes, Agathon u. a. noch nie eine malerische Darstellung gefunden habe. So ließ er sich seit 1854 den Stoff durch den Kopf gehen. In eine römische Osteria eintretend, fiel ihm später einmal der spiegelnde Kahlkopf eines alten Malers auf, der just unter der Petroleumlampe saß und deren Schein reflektierte. Dieser Rembrandtsche Lichteffekt prägte sich ihm so ein, daß er am folgenden Morgen eine Ölskizze der gestern gesehenen Gruppe fertigte. Im Museum zu Neapel kopierte er dann von einem Sarkophag die bacchische Gruppe eines von tanzenden Mänaden umschwärmten jugendlichen Zechers. Beide Skizzen lagen lange ungenützt in seiner Mappe. Da kam ihm eines Morgens im Halbtraum die Inspiration, daß das ja die Einklei-

dung für die Darstellung des Symposion sei, die er so lang vergeblich gesucht. Der Alte mit dem spiegelnden Kahlkopf wurde Sokrates, der schwärmende Jüngling des Reliefs Alkibiades und, um beide Gruppen zu verbinden, stellte er Agathon mitten hinein, der als Gastgeber von den Zechern weg dem eintretenden neuen Gaste entgegengeht. Den Charakter des Lückenbüßers verleugnet dieser Agathon freilich nicht. Feuerbach dachte sich ihn als vom Gelage eben aufgestanden und selbst nicht mehr ganz sicher auf den Füßen. Aber die Gestalt hat dadurch etwas Befangenes. Ich habe immer gewünscht, Agathon möchte lebhafter, mit einem etwas ironischen Lächeln dem trunkenen Freund und seinen einbrechenden Tänzerinnen entgegeneilen, während er so in seiner Unsicherheit den toten Punkt bildet, der allerdings die beiden bewegten Seitenflügel auf das glücklichste balanciert. Vielleicht wollte der Meister auch durch diese starre Gestalt die Feierlichkeit und Würde eines platonischen Symposion wahren. Die negative Harmonie der durch weiß gebrochenen Farben, die an antike Malerei gemahnt, paßt auf das trefflichste zu dem Gegenstand, obgleich es von da an Mode wurde von Feuerbachs grauen Bildern zu reden. Gewürdigt wurde das Symposion so wenig wie Hafis, Aretin oder Antonius. Die Jury in München ließ das Symposion sogar nicht einmal als Bild gelten, sondern verwies es in die Abteilung der Kartons, ja die Frage, ob es überhaupt zuzulassen sei, wurde ernsthaft in Erwägung

gezogen, was einen Freund zu dem Aufgeben des Rätsels veranlaßte, wie unterscheidet sich ein Ochs von einem Esel? Antwort: Ein Ochs kann nicht Kunstrichter werden. Der Maler Pecht aber schrieb nachmals in Erinnerung an diese Vorkommnisse: „wir müssen uns schämen.“ Daß Feuerbach bei dem zweiten Symposion, das in Berlin hängt, sich bestimmen ließ, durch einen Früchte- und Maskenfries ein bunteres Element hinzuzufügen, war meines Erachtens ein Fehler. Das erste Bild, jetzt in Karlsruhe, wirkt viel geschlossener.

Da ich Anselms lange Leidensgeschichte kannte und wußte, welche Not die Mutter mit den sich in Heidelberg aufstapelnden unverkäuflichen Bildern gehabt hatte, kann ich den Eindruck kaum schildern, den es auf mich machte, als ich im September 1886 zum erstenmal die Berliner Nationalgalerie besuchte und in der Vorhalle des ersten Stockwerks die drei großen Bilder von Feuerbach an einem Ehrenplatze sah, wie ihn keiner der Künstler hat, die ihn im Leben geschulmeistert hatten. Hier in solch hohen Räumen, für welche sie gedacht waren, wirkten sie denn auch in ihrer ganzen Erhabenheit. Indem ich den Blick vom Symposion zum Konzert und wieder zur Medea schweifen ließ, überkam mich das Gefühl, als ob ich das Haupt entblößen müsse vor einem Manne, der dem Widerspruche einer ganzen Welt zum Trotz seine Sache durchgesetzt hat. Leider kam die Anerkennung zu spät, und ich gedachte seines Wortes: „Es ist

nicht recht, daß unsere Zeit die aufblühenden Blumen so wenig achtet. Sie zerpflücken und zertreten, das versteht sie meisterlich. Sie sagen, meine Kunst sei nicht im Rapport mit dem Leben. Wie kann ich es ändern, wenn mir das Leben nur Qualen und Demütigungen bietet? Wenn es meiner Jugend die Helligkeit und Freudigkeit nimmt? Ein ganzes Füllhorn schöner Gaben ist bereit auszuströmen, wenn jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur die Hand hinzuhalten." Er hat das nicht erlebt, denn die Dankbarkeit der Deutschen beginnt meist erst nach dem Tode ihrer Helden. Die Verehrung wird dann um so gefühlvoller, wenn sie sie zuerst zu Märtyrern gemacht haben.

Freundlicher waren Scheffel die Lose gefallen, und bis zu welcher Popularität er es gebracht hat, erlebte ich am selben Tage in Berlin, als ich, um eine Zwischenstunde auszufüllen, durch Kastans Panoptikum ging. Plötzlich stand mir in entsetzlicher Natürlichkeit Joseph Viktor Scheffel gegenüber. Oder vielmehr er saß, mit übergeschlagenen Beinen, wie er pflegte, das etwas schielende Auge nach oben gerichtet, den Scheitel mitten über den Kopf gezogen. Der Eindruck, auf den ich so gar nicht vorbereitet war, fiel mir ordentlich auf die Nerven. Noch im März hatte ich in Heidelberg in voller Fröhlichkeit mit ihm gespeist. Auch von Feuerbach war dabei viel die Rede gewesen, da eine intime Freundin von Anselms Mutter, seine Tischnachbarin war. Dann

hatte ich ihn auf seinen Wunsch während seines schweren Leidens mehrmals besucht, um ihn nun im September unter den Wachsfiguren zu treffen. Der Eindruck war so widerwärtig, daß ich mich sofort ins Freie begeben mußte. Und doch ist diese sonderbare Ehre, die dem toten Dichter so rasch widerfahren, ein Beweis, wie beliebt er auch bei dem Bürgerstande geworden ist; denn wie viele Schriftsteller sind es schließlich, die von einem so erfahrenen Praktiker wie Kastan als zugkräftig erachtet werden möchten, um die Masse anzulocken?

Das Verhältnis zwischen Scheffel und Feuerbach hat in späteren Jahren an Innigkeit verloren, obwohl sie sich in Heidelberg noch öfter wiedersahen und zehn Landschaftsskizzen Feuerbachs, die bereits erwähnte Frucht des Tobliner Aufenthalts, bei Scheffel die Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Wochen frisch erhielten. Aber was Feuerbach männliche Zurückhaltung nannte, erschien Scheffel als Kälte und Laune. „Wenn man am Abende mit ihm im gemütlichsten, vertraulichsten Austausch gesessen hatte,“ erzählte Scheffel bei der erwähnten Gelegenheit, „so konnte er am andern Morgen grüßen, als ob er einen kaum kenne und ohne ein Wort weitergehen.“ So lösten sich allmählich die früheren nahen Beziehungen. Der Maler interessierte sich im Grunde doch nur für die Bilder in seinem Kopfe, und Scheffel war empfindlich. Aber auch die schweren Leidenszeiten, die sofort nach der gemeinsamen Reise über Scheffel herein-

brachen, werden wohl einen Teil der Schuld tragen, daß der Dichter seinen Freund von Toblino nie in Rom aufgesucht hat. In den Winter 1857 fällt der schmerzliche Wendepunkt von Scheffels Leben, der Tod seiner Schwester Marie. Die Geschwister hatten sich geliebt wie Audifax und Hadumoth. Als Scheffel sich nun in München niedergelassen hatte, bestürmte er die Schwester, sie solle zu ihm ziehen. In München könne sie für ihre Ausbildung als Malerin unendlich viel mehr gewinnen als in Karlsruhe. Zugleich aber müsse sie ihm als Modell sitzen, denn die Irene seiner venezianischen Geschichte sei keine andere als sie selber. „Aber helfen kann ich dir nicht, du stirbst schon im ersten Bande," hatte er gesagt. Welchen Eindruck nach solchen Scherzen es auf ihn machen mußte, als der Münchner Typhus ihm das geliebte Wesen nach wenigen Wochen von der Seite riß, läßt sich denken. Der Vater hatte den Besuch der Tochter in München nur ungern zugegeben; der Riß zwischen ihm und dem Sohne konnte sich nach dem traurigen Ereignis nur vertiefen. Scheffel selbst war der Geistes-krankheit nahe. Vollkommen zerrüttet kehrte er nach Heidelberg zurück. Seine unselige Phantasie steigerte das Unglück zur unverzeihlichen Schuld; war doch er es gewesen, der das holde Wesen nach dem mörderischen München gelockt hatte. Der Zug ist nicht etwa aus seinem Hugideo in seine Biographie übertragen, sondern sein Stubennachbar Karl von Langsdorff war Zeuge, wie er Tage und Nächte lang, laut jammernd, sich

mit der Büste der Verstorbenen unterhielt, so daß die Freunde schon damals berieten, ob er nicht geistiger Pflege bedürfe. Daß er nach diesem Schlage nicht an jenem Romane fortarbeiten mochte, dessen Heldin die Schwester war, begreift sich. Hatte derselbe wirklich einen so antiklerikalen Charakter, wie Dahn berichtet (Ruperto Karola, Heidelberger Jubiläumszeitung S. 38), so konnte er in seiner damaligen Stimmung vollends keinen Antrieb empfinden, denselben fortzusetzen, denn diese Stimmung war in den folgenden Jahren entschieden katholisch gefärbt. „Wir erleben es noch, daß er hinter der Kirchenfahne in der Prozession einhergeht," sagte mir Langsdorff ein Jahr nach dem traurigen Ereignis. Seine Kraft war von da an gebrochen. Er selbst ist der um sein Leben betrogene Juthung, der in der Einsamkeit mit der Büste seiner Geliebten einen gottähnlichen Kultus treibt. Dieses unmittelbare Herübernehmen seiner eigenen Erlebnisse in den „Hugideo" beweist aber schon ein Erlahmen der Phantasie. Auch dem „Juniperus" lassen sich leicht solche ganz persönliche Erlebnisse abfragen, die auf seinen Aufenthalt in Donaueschingen hinweisen. Eduard Heyck berichtet von „einem Stück unentwickelter Herzensgeschichte, das am Hofe dort spielte. Die in jeder Hinsicht passive Beteiligung eines Fräuleins bei Hof ist offenbar der Grund, weshalb er den Wohnort der Rothtraut nach Almenshofen verlegt." Die Verehrte, die übrigens von dieser Verehrung, soviel ich weiß, nie

eine Ahnung gehabt hat, war in hohem Grade kurzsichtig und bediente sich deshalb oft in die nächste Nähe der Lorgnette, was auch ihre Bekannten befangen machen konnte. So kam Scheffel auf den Zug, daß Rothtraut sich das Gottesurteil bei der Stromschnelle durch ein rotes Glas betrachtet. Die Dame selbst hat wohl Scheffel weder durch die schwarze noch farbige Brille gesehen, sondern ein Verhältnis zu dem Bibliothekar überhaupt nie in Betracht gezogen. Dieser stillen Herzensgeschichte folgte sein vergebliches Werben um eine Schöne in Heidelberg, die statt seiner „den Bierrichter" nahm, wie die Studenten den Universitätsamtmann zu nennen pflegten, einen liebenswürdigen, wackern Mann, mit dem sie ein ruhiges, glückliches Leben führte, aber früh starb. Daß Scheffel diese Sache selbst überall verhandelte, sogar dem Großherzog von Weimar zeigte er sie an, erregte allgemeines Kopfschütteln und war ein erstes Symptom der geistigen Störung, die später zum Ausbruch kam. Der Großherzog Karl Alexander hatte den Wunsch ausgesprochen, Scheffel möge ihm seine restaurierte Wartburg ebenso verherrlichen wie er einst den Hohentwiel verherrlicht hatte. An dieser Aufgabe, den Riesenstoff des Wartburgkrieges in eine Erzählung hineinzubändigen, ist der bereits kranke Mann geistig gescheitert. Das überarbeitete Gehirn erzeugte Wahnideen, er litt an Verfolgungswahn, arbeitete aber den ganzen Tag in seiner Dachstube weiter. Da hörte er eines Tages im November 1860 auf der Flur

einen Hoflakaien, der wegen der bevorstehenden Ankunft des Großherzogs von Weimar die Beteiligung der Großherzogin an einer Sitzung des Frauenvereins absagte. Am andern Tage war Scheffel verschwunden. Dann kam ein Telegramm eines Dr. med. Barth aus Liestal, daß er den Kranken, den er auf der Reise kennen gelernt und dessen Zustand er sofort erkannt hatte, zu sich genommen habe. Scheffel hatte ihm anvertraut, daß er vor den Verfolgungen des Großherzogs von Weimar sich in die Grande Chartreuse bei Chambery flüchten müsse. Bald erschien die Mutter und brachte als wirksamstes Heilmittel einen freundlichen und teilnahmsvollen Brief des gütigen Großherzogs von Weimar mit. Mit ihr war sein treuer Freund Hauptmann Klose herbeigeeilt und in ihrer Begleitung konnte der Kranke Liestal verlassen. Ein Aufenthalt am Hallwyler See in der Kaltwasserheilanstalt des Dr. Erismann stellte ihn so rasch wieder her, daß die Karlsruher von dem Zwischenfalle erst viel später erfuhren. Am 22. August 1864 heiratete der Dichter, aber wie wenig der den vierzigen nahe Schriftsteller sich nach seiner ganzen Art zum Ehemanne eignete, wie bald die unglückliche Ehe mit der Trennung endete, der Kampf um das Kind, das alles ist ja leider bekannt genug. Er selbst wurde eigentlich nie mehr ganz gesund. Seine Produktivität erlosch. Mit unnötigen Sorgen und Rechtshändeln zerstörte er sich die friedliche Existenz, die er auch jetzt noch haben konnte. Ich war tief ergriffen, als

ich ihn nach vielen Jahren im Frühling 1886 zum ersten Mal wieder in einer Gesellschaft in Heidelberg traf. Er war heiter, aber der durch die beginnende Wassersucht beengte Atem erschwerte ihm das Sprechen und Treppensteigen. Alte Erinnerungen an unsere Karlsruher Lehrer, meinen Schwager Sandberger, die uns beiden befreundeten Söhne des Finanzrats Maier, frischte er in behaglichen, langsam vorgetragenen Erzählungen auf. Da er im Neckarhotel, heute Palais Oberndorf, in meiner nächsten Nähe wohnte, bat ich ihn, nötigenfalls über mich zu verfügen. Schon am folgenden Morgen kam sein Diener, der Herr habe wieder einen seiner Paroxysmen und rufe nach mir. Ich fand ihn in Thränen, die unbegründetsten Klagen über seine Lage, die Bedienung, sein bevorstehendes Ende mir vorweinend. Durch Anknüpfung an unsere gestrigen Gespräche brachte ich ihn allmählich zur Ruhe. Das wiederholte sich nun Tag für Tag. In seinen Anfällen rief er herzbrechend nach seiner Mutter: „Mutter, komm und hilf deinem armen Kind!“ Schließlich schrieb ich dem Sohne, das Hotel beginne sich zu füllen und es werde ratsam sein, den Kranken nach Karlsruhe zurückzubringen. Aber dem Sohne verstattete der Dienst an der Kavallerieschule in Hannover kein Abkommen. So überredete ihn eine Freundin, Frau von B., eine Spazierfahrt zu machen, die auf dem Bahnhofe endete. Dort traf er seinen Arzt und den Diener mit seinem Koffer. Aber nur unter der Bedingung, daß Frau

von B., deren Hand er nicht losließ, mit ihm fahre, war er in den Waggon zu bringen, in den auch der Arzt sich setzte. So gelang es, ihn in sein Heim zurückzugeleiten, wo einige Tage vor seinem Tod die Wiedervereinigung mit der zurückgerufenen Gattin folgte.

Für mich steht dieses letzte Wiedersehen mit Scheffel einigermaßen in Parallele mit dem letzten Besuche Feuerbachs, der zehn Jahre zuvor gleichfalls als kranker Mann aus Wien sich zur treuen Mutter geflüchtet hatte. Auch bei ihm waren der körperlichen Erkrankung gewaltige seelische Erregungen vorangegangen, bei welchen er nach seinem eigenen Geständnis sich so ungeschickt benahm, daß, so schreibt er, „man mir nachträglich das Schlimmste erzeigte, was man einem ehrlichen Menschen zufügen kann, indem man mich für geisteskrank ausgab.“ Auch er sah Gegner, wo keine waren, und glaubte an einen tief angelegten Plan, der darauf abhebe, ihn aus Wien zu vertreiben. Daß die Behörden ihn im Gegenteil Wien erhalten wollten, das zeigt, daß das Ministerium ihm statt der erbetenen Entlassung einen einjährigen Urlaub erteilte, als seine Erkrankung ihn verhinderte, sein Amt wieder anzutreten. Mit einer Lungenentzündung und Gelenkrheumatismus kam er todkrank in Heidelberg an. Auch nach überstandener Krisis mußte er noch sieben Wochen liegen. Der Arzt glaubte schon damals, im April 1876, Symptome der Verkalkung der Luftröhre wahrzunehmen. Seine Zunge war

trocken wie ein Scherben und dabei wollte er dennoch auf seine Cigaretten nicht ganz verzichten. Als er dann wieder ausgehen durfte, erschien er zuweilen auf dem Museum. Aber nur selten gab er ein Wort zur Unterhaltung; nur wenn man ihn ins Gespräch verwickelte, gewann das liebe, freundliche Lächeln, das einst sogar die Frauen in Karlsruhe mit seinem roten Mantel versöhnt hatte, wieder die Oberhand und man freute sich seines kindlich bescheidenen Wesens, das gar nichts von der Selbstschätzung verriet, die ohne Zweifel vorhanden war. Anders aber als krankhaft konnten wir das Motiv nicht nennen, aus dem er jetzt seine Mutter bestimmte, Heidelberg zu verlassen, wo sie in hundert Armen lag und eine sie befriedigende gemeinnützige Thätigkeit gefunden hatte. Er erklärte, die halboffiziösen Publikationen über den Kaspar Hauser-Mythus und die Art, wie amtlich von Phantastereien seines Großvaters geredet werde, machten es der Familie unmöglich, in Baden zu bleiben. Vorstellungen, daß das regierende Haus doch auch ein Recht habe, seine Legitimität gegen das Findlingsmärchen zu verteidigen, setzte er kaltes Schweigen entgegen. Nachmals freilich legte er sich selbst die Frage vor, ob er richtig gehandelt habe, die Mutter Heidelberg zu entführen. „Heidelberg," schreibt er selbst, „war ein Vierteljahrhundert unsere Heimat und es sind wehmütige Gedanken, die mit den Bildern von Wald, Schloß und Neckar in der Erinnerung auftauchen. Natur, stille Poesie, angeregte Geisteslust

und Freunde, wie man sie nur einmal im Leben besitzt! Haben wir wohlgethan das alles zu verlassen?“ Aber im Januar 1880 schon fand sein unruhiges Herz den ewigen Frieden. Am Morgen des vierten Januar fand man ihn in Venedig tot in seinem Bette. Natürlich wußten seine Gegner sofort zu erzählen, er habe aus unbefriedigtem Ehrgeiz selbst seinem Leben ein Ende gemacht. Die Sektion widerlegte die Verleumdung; das Sterberegister giebt Herzschlag als Todesursache an und in Heidelberg, wo man die Diagnose kannte, die sein Arzt schon vier Jahre zuvor gestellt hatte, zweifelte niemand an der Richtigkeit der Angabe. So starb er, ohne die ausgleichende Gerechtigkeit eines späten Erfolges erlebt zu haben.

Nicht alles, was Feuerbach und Scheffel in ihrer Entwicklung hemmte, wird man den Zuständen zur Last legen; aber in größeren Verhältnissen hätte sich beider Talent wohl voller entfaltet. Auch über Scheffels Leben steht als Motto ein verhängnisvolles „zu spät.“ Zu spät ist es für ihn, noch Maler zu werden, zu spät denkt er an eine akademische Laufbahn, zu spät wurde er selbständig, zu spät hat er geheiratet. Ohne den Sonnenschein des Erfolges vermochte auch Feuerbach nichts Ganzes, und verspätete Lichtblicke konnten daran nichts mehr ändern. Daß sie beide zu spät zu einer sicheren Existenz gelangten, die nun keine natürliche mehr ward, macht einen Teil ihres Unglücks aus, der ihnen abgenommen werden

konnte, aber nicht rechtzeitig abgenommen ward. Hätten damals schon an allen Universitäten, Kunstschulen und Polytechniken Lehrstühle der Kunst- und Litteraturgeschichte bestanden, so hätte Scheffel nicht ohne inneren Trieb Jura studiert, denn dann konnte er seinen humanistischen Neigungen folgen, ohne sich damit zu lebenslänglichem Korrigieren von Schüleraufsätzen zu verurteilen. Daß er einen Beruf ergriff, der nicht sein Beruf war, das machte sein Leben zwiespältig; an dieser Klippe ist sein Glück gescheitert. Auch Anselm wäre heute — in Preußen wenigstens — das Stipendium sicher, nach welchem er als junger Mann so sehnlich ausschaute. „Wer hat sich um uns gekümmert?“ sagte Scheffel einmal nicht ohne Bitterkeit, als davon die Rede war, was heute das archäologische Institut in Rom vielen jungen Talenten biete. Es ist besser geworden; doch darf man auch heute noch fragen, ob es unserer Litteratur und Kunst dienlich sei, daß wir eine Akademie der schönen Künste und jährliche Preise einer solchen Anstalt für die beste Jahresleistung noch immer nicht besitzen?

Der erste Keim des Unglücks von Scheffel und Feuerbach lag freilich in ihrer eigenen Brust. Es ist der Muschel Krankheit, die Perle zu tragen. Die reizbare Künstlernatur befindet sich selten in jenem Gleichgewicht ihrer Kräfte, durch welches der Mensch zur inneren Ruhe kommt. Eben diese innere Disharmonie treibt sie, in Kunstgebilden die Harmonie zu schaffen, die ihr Herz so schmerzlich vermißt, und

ohne diese Reizbarkeit würde auch ihre Produktivität aufhören. Aber dieser Gemütszustand ist ein Leiden und so ist auch in Scheffels und Feuerbachs Leben müde Abspannung bei dem einen, nie vergessene Todessehnsucht bei dem andern schon frühe zur Grundstimmung des Daseins geworden.

Freilich konnte Anselm Feuerbach ein leichteres Los haben, hätte er sich in die Welt schicken wollen. Nicht nur das Geld liegt auf der Straße, wie man gesagt hat, sondern auch das Zeitungslob, der Erfolg, die Bestellungen, die Protektionen, die Titel, Orden und was sonst die Merkmale sind, an denen die Menge den großen Künstler erkennt. Man braucht sich nur danach zu bücken. Ist ein Mann dafür zu reinlich, zu stolz oder zu bequem, oder zu bescheiden, wie Anselm das alles zugleich war, dann muß er eben auf jene schönen Dinge verzichten und ruhig und vornehm seinen Weg für sich gehen und mit Goethe sprechen: „Was kümmert's mich, wem sie die Psalmen singen." Das wollte Anselm leider nie einsehen.

Scheffel war in dieser Beziehung anders angelegt. Seiner angestammten Loyalität und streng monarchischen Gesinnung war es von sich aus natürlich und ein Vergnügen, sich in Geburtstagsversen, Prologen, Festspielen, Gelegenheitsgedichten zu bethätigen. Da nun aber überall in der Welt Freundlichkeit mit Freundlichkeit erwidert wird, erntete er von allen Seiten Gnadenbeweise, die für ihn um so wertvoller waren, als er nach seinen Trinkliedern, Prozessen und häuslichen Zerwürfnissen einer

Wiederherstellung in der öffentlichen Meinung bedurfte, die so am leichtesten erreicht ward. Dazu war die Art seiner Kunst populärer, wie denn diese Popularität noch immer im Wachsen ist. Uns allen erscheinen seine Wirkungen heute bedeutender als die Anselms. Ob sich das aber nicht einmal umkehren wird? Ändert sich der Sprachcharakter und die Lebensanschauung, so ist auch der beste Dichter nur noch für wenige Gebildete vorhanden, und das meiste wird schon viel früher Makulatur. Bilder dagegen reden zu allen Geschlechtern die gleiche Sprache, und schon heute hat sich der Jünglingstraum erfüllt, von welchem Anselm an die treueste Freundin seines Lebens schrieb: „Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alle Galerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernst an den Wänden hängen." Dieses Anblicks kann er schon jetzt sich erfreuen — si quis piorum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae animae!

3.

Es war mir eine persönliche Satisfaktion, als ich 1889 in der ersten Kammer als Vertreter der Universität es erlebte, daß die Regierung die Mittel verlangte, um das einst verkannte und verstoßene Symposion Feuerbachs zurückzukaufen und Zeuge sein durfte, wie der Direktor der Galerie, Wilhelm Lübke,

die Abgeordneten vor das Bild führte, um ihnen die Bedeutung dieser Schöpfung zu erklären. Es war mir wie eine Stimme aus alten Tagen, als ein biederer Kammerkollege mich dabei fragte: „warum so grau?“ So sind die alten Vorurteile noch heute nicht überwunden. Für Scheffel dagegen war der Standpunkt, den die Residenz einst zu dem Trompeter von Säckingen eingenommen hatte, ganz aufgegeben. Man stritt sich nur, ob ihm eine Büste oder eine Statue zukomme? Als die erste Meinung siegte, wandte der bewährte Freund des Geschiedenen seinen entscheidenden Beitrag Heidelberg zu, wo auf der Schloßterrasse in einem Kreise alter Kastanien ein geradezu idealer Standort gefunden war. Der Bildhauer selbst, der schlichte und hochbegabte Meister Heer, hatte auf eigene Kosten einen wundervollen Sockel aus rotem schwedischem Granit beschafft, auf dem die lebenswahre und porträttreue stämmige Gestalt des Wanderers steht, das Notizbuch in der Hand, den Blick, als ob er ein poetisches Gesicht habe, in ziellose Ferne gerichtet. Die durchaus realistische Darstellung adelt so der ideale Vorgang. Treitschke hätte dem Wanderer lieber den Knotenstock in die Hand gegeben und fand das kleine Notizbuch schwächlich, andere beanstandeten die hohen Stiefel, die Meister Heer von der Entenjagd am Bodensee her in Erinnerung waren. Über solche Eindrücke entscheidet die Zeit und da darf man wohl sagen, daß selbst die, die die Statue täglich sehen, ihrer nicht überdrüssig geworden sind. Als nun das

Bild aufgerichtet war, handelte es sich um die Rede bei der feierlichen Enthüllung. Die Freunde Scheffels, so weit sie für diese Aufgabe in Frage kommen konnten, lagen alle im Grab. So bat das Komitee mich, diese Aufgabe zu übernehmen, da ich wenigstens unter seine alten Bekannten zählte und sein engerer Heimatsgenosse war. Am 11. Juli 1891, an einem wundervollen Sommermorgen, nahmen wir die Enthüllung des Denkmals vor. Mit den Worten, die ich damals sprechen durfte, schließe ich diese Gedächtnisblätter.

Geehrte Festgenossen!

Es ist ein Wort der Schrift, daß das Volk müsse wüste werden, in dem die Weissagung aufhört. Heute dürfen wir wohl dieses Wort des alttestamentlichen Königs auf unsere Dichter anwenden, denn sie sind ja die Propheten, denen Gott es verliehen hat, auszusprechen, was in der Tiefe des Volksgemüts quillt, was hervorbrechen möchte und nach Ausdruck ringt, und weil sie des Volkes Stimme sind, sind sie auch Gottes Stimme. — Ja er hatte recht, der Sänger des alten Bundes: wüste und wild müßte ein Volk werden, in dem nur noch der Lärm der Waffen und der Lärm der Eisenhämmer laut würde, die heiligsten und innersten Regungen der Volksseele aber nicht mehr zum Ausdrucke kämen. — Wir leben in einem ehernen Zeitalter; eine Saat von Kriegerdenkmalen sproßt rings um uns aus der Erde, wohl uns, daß

da unter den Helden, die unser deutsches Wesen schützten und schirmten, auch der Sänger nicht fehlt, der dieses deutsche Wesen nähren, kräftigen und adeln half! Glücklich das Land, das neben das Bild des Kriegers auch das freundlichere Bild des Dichters zu stellen hat, doppelt glücklich unsere Heimat, der es vergönnt war, dem Vaterlande diesen Dichter zu schenken! — Zweimal im Laufe eines Jahrhunderts hat der liederreiche Mund unserer Heimat das Ohr der Nation gefesselt. Dieselbe Stadt, in der Joh. Peter Hebel wirkte und dichtete, hat dem Vaterlande auch Joseph Victor von Scheffel geschenkt, und es ist dieselbe unverfälschte treuherzige Volksseele, die in Hebels alemannischen Gedichten und aus Scheffels Erzählungen zu uns redet, der gleiche mutterwitzige Humor, der Hebels Schatzkästlein und Scheffels heitere Lieder würzt.

Das also ist das erste, was wir heute an Scheffel preisen, daß er ein deutscher Dichter war, der mit seinem ganzen Wesen im Deutschtume wurzelte.

Romanische Kunstform lag ihm fern. Wenig Sonette hat er gestickt, Oden und Ottaven keine geschmiedet; dafür aber hat er an dem Borne mittelalterlicher Dichtung gesogen, bis er Frau Aventiure in ihren eigenen Weisen zu preisen vermochte. Das alte deutsche Lied, wie es Herr Walther von der Vogelweide sang, das hat auch Meister Josephus gesungen, darum horchten wir auf, als er zu singen begann, und wurden seiner Lieder nicht müde; ja das Herz ging uns auf

bei dieser Weise, die doch so altvertraut und so wohlbekannt uns ans Ohr schlug! Das war ja das Lied, das uns die Mutter an der Wiege gesungen, das war das Lied, das aus des Knaben Wunderhorn quoll, das war das Lied, das die wandernden Burschen auf der Straße sangen: das deutsche Lied fürs deutsche Ohr, fürs deutsche Herz, für deutsche Kehlen, das den Deutschen so recht in der Stimme lag.

Und wie mit Scheffels Liedern, so war es mit Scheffels Gestalten. Wie wimmelte doch, ehe Scheffel auftrat, der deutsche Parnaß von fremdem Volke. Da waren die Helden eines Weltschmerzes, den der britische Nebel ausgebrütet, da waren die unverstandenen Frauen, die aus Paris herübergekommen, da waren die romantischen Künstlerseelen, die mit allen exotischen Empfindungen staffiert waren. Wie jubelte da die Nation, wie lachte ihr das Herz im Leibe, als der Trompeter von Säckingen seine deutsche Weise zu schmettern begann, als der Kämmerer Spazzo in Treuen vor ihr auftritt, als der Pfalzgraf bei Rheine seinen Rundgesang anstimmte, als der Herr von Rodenstein seinen Pirschgang antrat. Das ist Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Beine, rief unsere Jugend, und darum hat Scheffel die Kunst besessen, die Nation im Innersten zu treffen, weil er nur aussprach, was in jedem deutschen Herzen lebte, weil seine Gestalten deutsch waren bis in die Knochen. Solange deutsches Wesen bleibt wie es ist, so lang werden Scheffels Gestalten dauern, weil in

ihnen das deutsche Volk sich selbst anschaut. Das fühlt der Pflanzer jenseits des Ozeans, der in einsamem Blockhaus Scheffels Erzählungen liest und Scheffels Lieder singt, das weiß der Wirt in Welschland, der nach Scheffels Namen und Scheffels Gestalten seine Schenke benennt, weil er sicher ist, daß dann der deutsche Pilger an seiner Thüre nicht vorübergehen wird. So sind auch wir sicher, daß Scheffels Dichterruhm länger dauern wird als dieses Bild von Erz, weil wir an die Dauer deutschen Wesens glauben.

Warum aber wollten Scheffels Freunde, daß sein Bildnis hier unter uns in der Universitätsstadt stehe? Darum weil Scheffel vor allem der Dichter der akademischen Jugend, der Dichter der Studenten gewesen ist. Die Studenten waren die ersten, die ihn auf den Schild erhoben, und die Studenten werden die letzten sein, die von ihm lassen. Wo wäre auch ein anderer Dichter, der der echten Jugendlust so zum Ausdruck verholfen hätte wie er? In seinen Liedern da klingen die Gläser, da klirren die Waffen, da jubelt die Wanderlust. Was ein junges Herz erfreut, das hat ihm sein Meister Josephus gesungen. Wie scharf tönt der Schwerthieb in seiner Hunnenschlacht und am Wasgenstein, wie hell läuten uns die Becher aus seinem Gaudeamus entgegen und wo gäbe es ein Wanderlied von so morgenfrischer Wanderlust wie sein: zum heiligen Veit von Staffelstein. Denn auch diesen Zug der jungen Brust hat Scheffel verstanden. Er

teilte den ahnungsvollen Drang des Jünglings nach der Ferne, der hinter den blauen Bergen ein unbekanntes Glück sucht, der dem Zuge der Wolken und der Wandervögel nachschaut und sich sehnt zu verlassen, was er doch liebt, um in der Ferne zu finden, was er selbst nicht weiß! Ein solcher Pilgrim auf Erden ist auch Scheffel gewesen und mit Recht hat unser Künstler den Poeten hier als Wanderer uns vors Auge gestellt, denn seine Losung war:

„Mag lauern und trauern, wer will hinter Mauern.
Ich fahr in die Welt!"

Einen fahrenden Schüler mochte der Dichter sich selbst am liebsten nennen und ein fahrender Schüler ist er geblieben bis zum letzten Jahr seines Lebens. — Gerade darum aber weil er alle Instinkte der jungen Brust verstand, die weichen und schwermütigen so gut wie die frohen und übermütigen, darum gewann er der Jugend ihr Herz ab. Vor allem freilich war er der Dichter des jugendlichen Frohsinns, der Dichter der guten Laune, der Dichter des Studentenhumors, dem es gefällt die ernsten Dinge der Wissenschaft auch einmal in phantastischem Spiele durcheinander zu werfen. Die da grämlich schauen zu diesem Übermute, die sollten lieber mit uns fröhlich sein, daß es noch eine überschäumende Kraft in der deutschen Jugend giebt, daß ihr die Welt sonnig und hell und köstlich erscheint, wie sie Gott geschaffen. Als Scheffel auftrat, da war der deutsche Parnaß

nicht so heiter gestimmt. Unter Trauerweiden saßen die deutschen Barden und betrachteten ihr eigenes großes, zerrissenes Herz, am Waldesrande wallten die romantischen Ritter, die aus Harfensteinen Dome bauen wollten und die politischen Dichter sangen böse, zornige Weisen, die klangen als ob sie Dolche wetzten — und das nannten sie Gesinnung. Und als Scheffel von uns genommen wurde, da war wieder ein junges Deutschland erwachsen, das es erstaunlich weit gebracht hat in der greisenhaften Kunst, auf der Erde nichts zu sehen als die Regenwürmer, am Himmel nichts zu entdecken als graue Wolken und an der Sonne nichts zu finden als schwarze Flecken — und das nennen sie Realismus.

Nun auch Scheffel ist ein Realist gewesen. Er schaute die Welt nicht in dem Zauberspiegel der Romantik, der die Erde oben und den Himmel unten spiegelt, sondern fest auf der Erde stehend begrüßte er die beblümte Au und schaute durch der Wolken Riß die ewig leuchtenden Sterne. Die Schönheit dieser Welt in tiefster Seele zu empfinden, das war die ewige Jugend, die sein Gott ihm verlieh, und weil er selbst innerlich jung blieb, darum blieb auch die Jugend ihm treu. Sie wußte, daß er ein Herz für sie hatte. Wie er sie verstand, so versteht sie ihn; hundert wallende Banner bezeugen es auch heute. Alle ihre Kommerse hat Scheffel im Geiste präsidiert und als der Schläger seiner müden Hand entsank, da hieß es: ex est cantus, solche Lieder wird uns kein anderer

mehr singen; der von uns genommen wurde, war der Sänger des deutschen Studentenlieds.

Wohl dem, zu dem die Jugend sich bekennt! Sie hat alle Zeit ein starkes Gefühl gehabt für alles Echte, und ihr Urteil geht selten fehl, eben weil es einfach ist.

Scheffel wäre aber nie ein Dichter des ganzen deutschen Volkes, er wäre nie der Liebling der deutschen Jugend geworden, wäre er nicht von Haus aus gewesen ein Dichter von Gottes Gnaden. Überreich sind seine Dichterwege bestreut mit Perlen deutscher Lyrik und die Sangeskunst folgte seinen Pfaden und nahm diese Perlen auf. Das ist ja die Probe, ob ein Lied gelungen sei, daß es auch gesungen wird, denn zum Singen wurde es gedichtet. Daß Scheffels Lieder diese Probe bestanden haben, das brauchen wir hier nicht zu versichern, wo alltäglich sein „Altheidelberg, du feine“ vom Neckar zum Schlosse emporsteigt, wo allnächtlich sein Rodensteiner durch die stillen Straßen schallt. Wenn es zum Wesen des lyrischen Dichters gehört, daß er die Kraft der Seele und des Wortes besitze, einen vollen Nachhall seiner Stimmung auch in unserem Herzen zu wecken, nun dann ist Scheffel ein solcher Lyriker der Freude und des Leides gewesen. — Von dem epischen Dichter aber verlangen wir vor allem, daß er zu erzählen verstehe, so daß seine Erzählung uns nicht mehr losläßt, und wer je eine Stelle in Scheffels Ekkehard aufschlug, der wird sich auch darüber betroffen haben, daß er Seiten

und Seiten weiterlas, weil der Erzähler ihn nicht mehr frei gab. Das andere aber ist, daß der epische Dichter die Kraft haben muß, Gestalten zu schaffen, die sich einprägen, die inneres Leben haben, deren Leben sich aus ihrem Kerne mit Notwendigkeit entwickelt, Gestalten, die nicht gleich schön gemalten Bildern im Buche bleiben, sondern die heraussteigen aus ihrem Rahmen, als lebendige Kräfte umgehen in der Litteratur und Kinder zeugen, die ihnen ähneln. Daß das der Fall gewesen sei mit Jung Werner, mit Ekkehard, mit Frau Hadwig, das beweisen die hundert Nachahmer, die ihr Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Scheffel gestellt haben. Er selbst aber ahmte niemanden nach. Er ist kein Echo Goethes und kein Echo Schillers gewesen und auch denen nicht zu vergleichen, die man ein Echo von hundert Echos nennen möchte. Scheffel ist eine eigene Stimme im deutschen Dichterwalde. Er hat Weisen gefunden, die vor ihm keiner sang und nach ihm keiner zu treffen wußte. Das Wesen dieser Weise aber ist der Humor, der an allen Dingen die paradoxe Seite erfaßt und eine Kraft der Phantasie, die ihm nicht nur die Gestalten der Geschichte, sondern auch die Schichten der Gebirge, auch die Versteinerungen der Sammlungen und die Steinäxte der Pfahlbauten poetisch belebt. Der Mann, der uns die ernsten Bergpsalmen voll Ossianscher Schwermut sang, der die tiefsten psychologischen Probleme bis zu ihren letzten unerbittlichen Konsequenzen fortführte, der in seiner

berühmtesten Erzählung uns das ganze Geheimnis einer Mannesseele entschleierte, er gefiel sich da in einer parodistischen Kunst, die sich in Scherzen überbot, als ob er der Welt eigens beweisen wollte, daß der wahre Dichter nicht nur zu weinen, sondern auch zu lachen verstehe.

Die ganze Skala menschlicher Empfindungen hat Scheffel beherrscht, denn er ist selbst ein voller und ganzer Mensch gewesen. Das heißt aber auf dieser Erde ein Kämpfer sein. Nicht immer ist unserem Dichter das Leben leicht geworden. Ein schweres Tassoschicksal schien zu Zeiten über ihm zu schweben, dann aber fehlte nicht die Hand des fürstlichen Gönners, die ihn hielt, nicht der Arm der Freunde, der ihn stützte, und auch sein Genius verließ ihn nicht, so daß er am Abende seines Lebens gleich seinem Ekkehard sprechen durfte: „Glücklich der Mann, der die Prüfung bestanden!"

So stehe denn sein Bildnis hier, verschollenen Gegnern zum Trotz, tausend jungen Herzen zur Freude! Möge es sie lehren, daß auch die Kunst nicht Sache tändelnden Spieles, sondern Sache treuer Arbeit sei, und daß der Mann, den sie vor allem als Genossen ihrer frohen Feste kennen, auch ein Kämpfer gewesen ist, der den Kampf des Lebens tapfer kämpfte und die Kränze redlich verdient hat, die wir heute an seinem Bilde niederlegen!

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.